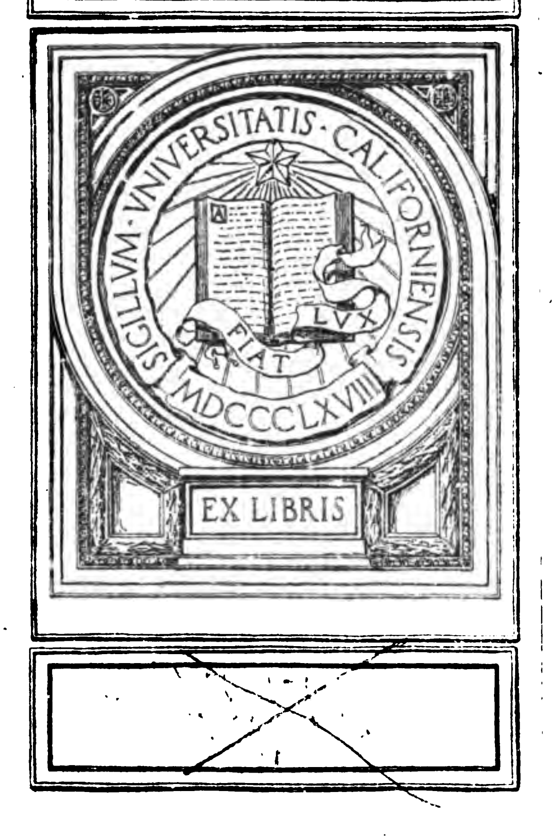
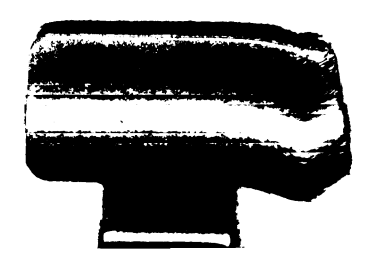
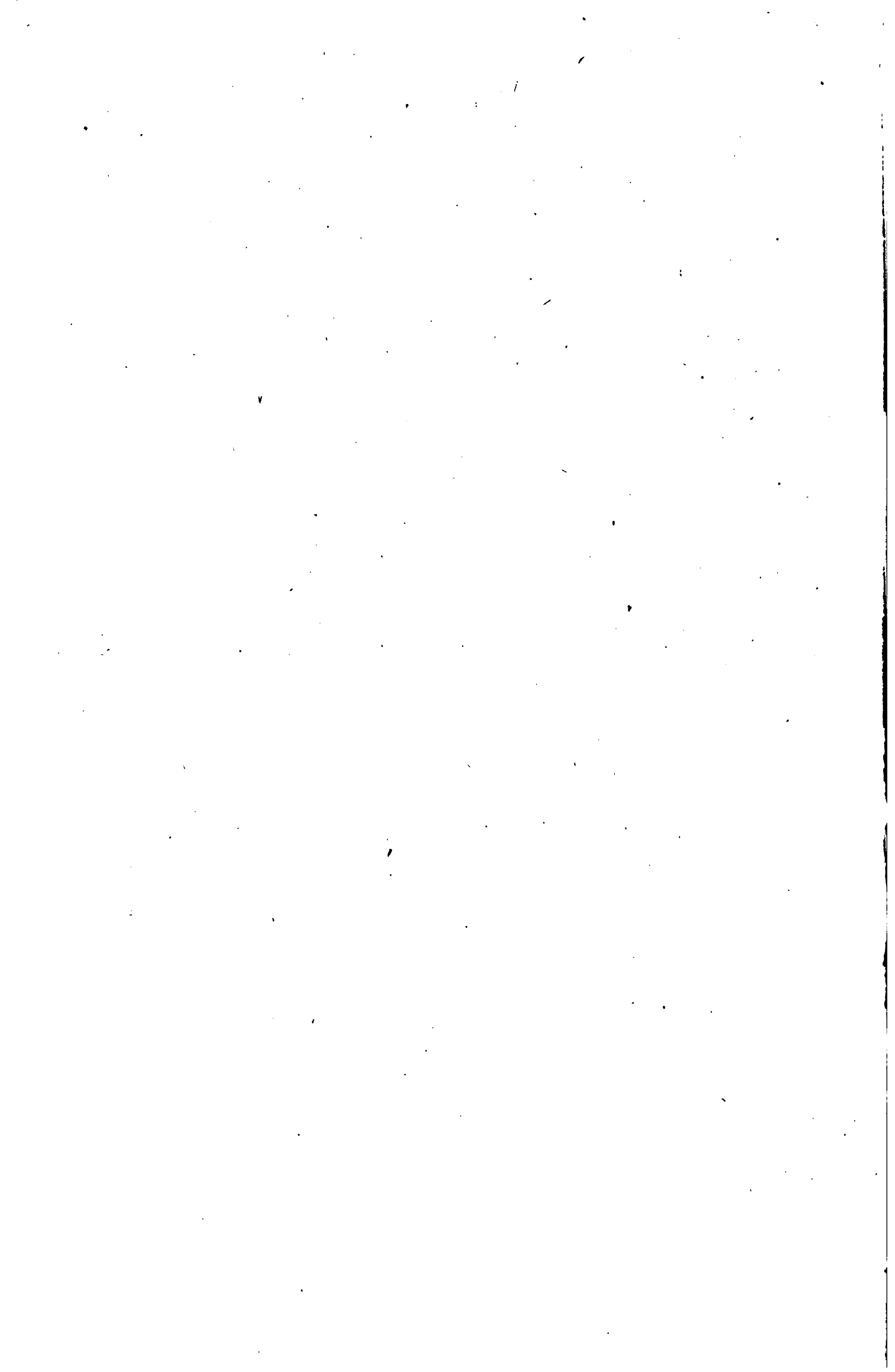

UC-NRLF
$B 13 661


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS





Der Vogelzug

bei den

griechischen Dichtern

des

klassischen Altertums.

Ein zweiter Beitrag

zur

Würdigung des Naturgefühls in der antiken Poesie

von

Dr. Arnold Pischinger,

K. Gymnasialprofessor.

Programm

des K. Humanistischen Gymnasiums Eichstätt

für das Schuljahr 1903/04.



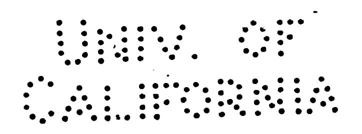
Eichstätt.

Ph. Brönner'sche Buchdruckerei (P. Seitz).

1904.

Inhalt.





Vorwort.

„Der Wandertrieb der Vögel in seinen mannigfaltigen Abstufungen und dessen Manifestation ist ohne Zweifel diejenige Erscheinung im Leben des Vogels, welche neben dem Gesange die allgemeinste Aufmerksamkeit und Teilnahme erregt; denn mit ihr steht und fällt der Sommer und Winter und mit diesen Jahreszeiten ihre Gaben, Freuden und Leiden.“ (Altum, Der Vogel und sein Leben, 6. Aufl. S. 237). Mit diesen Worten kennzeichnet ein geistreicher Naturforscher eines der merkwürdigsten und sinnvollsten Naturwunder nach seiner Wirkung auf das menschliche Empfinden.

Ein so tiefgehender Eindruck pflegt sich aber nicht von gestern auf heute geltend zu machen. Die Faktoren, die ihn zustande bringen, sind seit den ältesten Zeiten die gleichen und sie wirken fort durch die Gegenwart bis in die fernste Zukunft.

Da nun mit der Stärke und Dauer solcher Anregungen ihre Bedeutung als Motive der Volks- oder Kunstpoesie in engster Wechselbeziehung steht, so ist es für einen Bewunderer der griechischen Dichtung, der zugleich für das Leben in der Natur ein offenes Auge hat, ausserordentlich verlockend, die Frage zu stellen: Inwiefern ist das Phänomen des Vogelzuges von den griechischen Dichtern beachtet und in ihren Werken verwertet worden?

Diese Frage nach ihrer philologischen wie naturkundlichen Seite eingehend zu beantworten, ist der Zweck der folgenden Blätter, die ich als zweites Kapitel meiner grösseren Arbeit über die Vögel bei den Dichtern des griechischen Altertums nach dreijährigem Zwischenraume meinem gleichartigen Programme über den Vogelgesang (Eichstätt 1901) folgen lasse.

Über Ziel und Wege der erstgenannten umfangreichen Arbeit habe ich mich in der Einleitung zu der letzteren Abhandlung verbreitet und muss an dieser Stelle, um Wiederholungen zu vermeiden, auf das dort Gesagte verweisen.

Bei der Abfassung der vorliegenden Studie habe ich mich bemüht, die schätzbaren Winke zu befolgen, die ich den Besprechungen meines Programmes durch so verdienstvolle Forscher wie O. Keller (Berliner philol. Wochenschr. 1902, Nro. 46) und A. Biese (Wochenschr. f. kl. Philol. 1902, Nro. 48) entnehmen durfte. In manchen Punkten konnte ich freilich nur bis zu einer gewissen Grenze den geäusserten Wünschen entsprechen. Denn weder vermochte ich mir Bieses allzugrosse Vorliebe für die Herausarbeitung leitender Ideen, worüber noch unten die Rede sein soll, zu eigen zu machen, noch bin ich imstande, Kellers gedrängte Art der Stoffbehandlung nachzuahmen, die es ihm z. B. ermöglicht, in seinem lehrreichen Buche „Tiere des klassischen Altertums" (Innsbruck 1887) auf den 17 Seiten, die der Nachtigall (und anderen Singvögeln) gewidmet sind, 154 Zitate aus allen möglichen Literaturen und Zeitabschnitten unterzubringen.

Mit herzlichstem Danke erinnere ich mich bei diesem Anlasse der überaus feinsinnigen und eingehenden Rezension meines Programmes in der Zeitschrift La Cultura (1903, Nro. 2), die für ihren ebenso gelehrten als liebenswürdigen Verfasser, Herrn Universitätsprofessor G. Setti in Padua, nicht minder ehrend ist als für die bescheidene Arbeit, der ihre anerkennenden Worte gelten.

Diesen Dank richte ich aber zugleich an alle meine verehrten Lehrer, Amtsgenossen und Freunde, die auf irgend eine Weise ihr Interesse an dem von mir behandelten Gegenstande kundgegeben haben, vor allem an meinen verehrten Freund, Herrn Hofrat Dr. Paul Leverkühn in Sofia, der mit wertvollen Angaben aus dem Schatze seiner Erfahrung und mit willkommenen Literatur-Hinweisen mir beigesprungen ist.

Möge es der neuen Arbeit, die ich hier vorlege, gelingen, gleich ihrer Vorgängerin im Kreise der Altertumsfreunde wie der Naturkundigen freundliche Teilnahme zu erwecken!



I. Kapitel.

Der Frühjahrszug.

Um die Bedeutung der griechischen Dichterstellen, die den Frühjahrszug betreffen, richtig abschätzen zu können, ist es wohl am besten, wenn wir zunächst von dem Eindrucke dieser Naturerscheinung auf ein deutsches Gemüt unseren Ausgang nehmen.

Zu Ende geht der Winter mit all seiner Not. Seit der Zunahme der weit zurückgegangenen Tageslänge und Sonnenkraft beginnt das Leben in der Natur aus seinem tiefen Winterschlafe allmählich zu erwachen. Mit Entzücken beobachten wir nach der langen Zimmerhaft der vorausgegangenen Monate die ersten Zeichen des nahenden Frühlings in Wald und Feld. Wie sollten wir da nicht neben den ersten Blumen am sonnigen Bergeshang, neben dem zarten Grün der Fluren, neben den jungen Trieben der Sträucher und Bäume auch die Wandervögel bemerken, die aus ihrer Winterherberge zurückgekehrt die anmutige Frühlingslandschaft durch ihr munteres Wesen und ihre wohlklingenden Lieder mit neuem Leben erfüllen! Und nicht als Fremdlinge erscheinen uns die aus weiter Ferne eingetroffenen Wanderer, sondern gleichsam als Angehörige, die von einer langen Reise zu den Ihrigen heimkehren, um hier im alten Vaterlande ihr verlassenes Hauswesen neu zu begründen und die ganze Glückseligkeit des Familienlebens zu geniessen.

So empfinden wir Deutsche und unsere Dichter haben es an tausend und abertausend Stellen in der mannigfachsten Weise ausgesprochen.

Bei den Griechen dagegen wirkten verschiedene Umstände zusammen, um die Stärke und Innigkeit dieses Naturgefühls zu verringern. Vor allem ist der Winter in diesen Breiten viel weniger streng und schneereich, und die Tage verkürzen sich nicht im gleichen Masse wie bei uns. Der Mensch empfindet zwar die Ungunst der Zeiten; er stellt infolgedessen

die Schiffahrt ein und benötigt wärmere Kleider; aber das Verweilen im Freien ist doch lange nicht so erschwert wie in unserem Klima, und was die Vögel betrifft, so bilden die Täler Griechenlands gerade in diesen Monaten den Aufenthaltsort, ja die Zufluchtstätte vieler nördlichen und mitteleuropäischen Arten, die schon während der rauhen Jahreszeit ihren Gesang einzuüben beginnen und so das Ohr sachte an die Klänge des Frühlings gewöhnen. Allmählich suchen dann diese Vögel ihre nördlicher gelegene Heimat auf und die ihnen nachrückenden Wanderer, die eigentlichen Frühlingsvögel Griechenlands, füllen gewissermassen nur die Lücken aus, die beim Abzuge der Wintergäste entstanden. Endlich ist unter diesen Ankömmlingen, speziell den Singvögeln, der Prozentsatz derjenigen, welche die klassischen Länder nur auf dem Durchzuge berühren, ohne sich dort zum Bleiben einzurichten, viel grösser als bei uns in Deutschland, ein Umstand, unter dem das Gefühl der Zusammengehörigkeit zwischen Mensch und Vogel erheblich leidet.

So mildert die Natur in Griechenland die herben Gegensätze des Nordens. Aber im gleichen Masse verliert auch der Quell der Poesie, der für uns aus diesen Verhältnissen entspringt, an Tiefe und Reichtum.

Zwar behauptet der Chor der Vögel bei Aristophanes Av. 708, dass von ihnen den Menschen alles Gute zukomme, und rühmt sich zum Beweise des Gesagten, *sie seien es, die den Eintritt der verschiedenen Jahreszeiten (Frühling, Herbst und Winter) den Menschen anzeigen,*[1]) wobei natürlich an ihre Ankunft bezw. Abreise zu denken ist; wenn wir aber von diesem allgemeinen Satze ausgehend uns dem einzelnen zuwenden, so finden wir, dass nur die prägnantesten Erscheinungen unter den gefiederten Frühlingsboten die Aufmerksamkeit des Volkes und speziell der Dichter erregt haben: in erster Linie die Schwalbe, daneben die Nachtigall, der Kuckuck und der Weih. Alle übrigen sonst etwa erwähnten Vogelarten spielen nur eine ganz untergeordnete Rolle.[2])

Dass vor allem die Schwalbe als der volkstümlichste Frühlingsvogel in der griechischen Poesie erscheint, kann uns nicht wundernehmen, wenn wir bedenken, dass auch in vielen anderen Literaturen, zumal im deutschen Liede, dieser Vogel das gleiche Ansehen geniesst. Ist er ja doch den Menschen überall ein lieber Hausgenosse, der sich bei der Lebhaftigkeit seines Gebarens sofort nach seiner Ankunft bemerklich macht.

Soweit nun der Gesang der zurückgekehrten Schwalbe den Dichtern als Frühlingszeichen gilt, sind die betreffenden

Zitate[3]) schon in meinem vorigen Programme eingehend besprochen. Andere (z. T. auch die gleichen) Stellen, an denen das Hauptgewicht auf den Nestbau dieses Vogels gelegt ist,[4]) passen noch weniger in den Rahmen unseres Themas. Es bleiben uns also bloss diejenigen Dichterworte zu behandeln, durch welche die Ankunft der Schwalbe oder ihre Erscheinung an sich als Frühlingszeichen namhaft gemacht ist.[5])

Da kommen vor allem zwei Erzeugnisse der Volkspoesie in Betracht, in denen uns der Zauber der Frühlingsstimmung aus den ärmlichen Lumpen der Bettlergewandung entgegenschimmert. Das ältere von beiden ist das von der Überlieferung auf Homer zurückgeführte Bettellied samischer Kinder (Eiresione, Epigr. Hom. 15). Die ersten Verse preisen den Reichtum und das Glück des Hauses, vor dem die Kinder singen, sowie seine Fülle an allem, was einen hungrigen Kindermagen zu reizen vermag. Dann folgen einige durch Verderbnisse und Lücken des Textes entstellte Zeilen. Endlich erscheint ein anmutender Vergleich: *„Ich komme, ich komme nach Jahresfrist, wie die Schwalbe im Vorraum erscheint mit blossen Füssen“.*[6]) Zum Schlusse bitten die Kinder um schleunige Aushändigung des zugedachten Geschenkes. Iedenfalls handelt es sich hier um einen uralten Volksgebrauch: Arme Kinder, die mit Wolle umwundene Ölzweige in den Händen trugen,[7]) zogen um die Frühlingszeit vor die Türen reicher Leute und bettelten unter Absingung eines einfachen Liedes, in dem sie ihre jährliche Wiederkehr mit derjenigen der Schwalben verglichen, um milde Gaben. Dieser Vergleich steht, wie es scheint, mit dem rein äusserlichen Umstande, dass die Kinder gerade zur Frühlingszeit zum Betteln herumzogen, in Zusammenhang; doch hat er jedenfalls die tiefere Bedeutung, dass durch die Berufung auf die willkommene Rückkehr der beliebten Frühlingsbotin die Zudringlichkeit der Kinder in ein milderes Licht gestellt und freundlicher Aufnahme vonseite der angesprochenen Gönner versichert werden soll.

Das andere Gedichtchen dieser Art ist das bekannte Schwalbenlied der rhodischen Kinder (Carm. pop. 41, bei Athen. VIII 360 c), ebenfalls ein Bettellied, das mit den Worten beginnt: *„Gekommen, gekommen ist die Schwalbe, schöne Zeiten bringend, glückliche Jahre, weiss auf dem Bauch, schwarz auf dem Rücken.“* Darauf folgt die eigentliche Bitte um allerlei Lebensmittel: Wein, Käse, Brot und anderes, sowie die scherzhafte Drohung, im Falle der Abweisung die Türe oder gar die Hausfrau mitfortzutragen. Die Schlussworte lauten: *„Öffne, öffne die Tür der Schwalbe! Denn nicht alte Leute sind wir, sondern Kinder“.*[8]) In diesem Liede ist die Verbindung

des Vergleichs mit dem Inhalte eine viel engere als in der Eiresione. Mit der dem Volksliede eigenen Unbestimmtheit des Ausdruckes werden die bettelnden Kinder einfach mit der Schwalbe identifiziert und der Segen, den die zurückgekehrte Schwalbe bringt oder wenigstens versinnbildlicht, tritt in Beziehung zu dem Segenswunsche, den der Dank den beschenkten Kindern auf die Lippen drängt. Aus diesem Sachverhalte lässt sich der Schluss ableiten, dass der Volksgebrauch mit dem Herumziehen der Kinder und dem Absingen des Liedes nicht erschöpft gewesen sei, sondern auch eine augenfällige Andeutung des Schwalbenmotivs enthalten habe. Man könnte sich vorstellen, dass eines der Kinder, etwa der Vorsänger, eine ausgestopfte oder kurz vorher getötete Schwalbe in der Hand trug, wenn ein solches Verfahren nicht mit der ganzen Stimmung des gemütvollen Volksgebrauches disharmonierte. An eine gefangen gehaltene, zahme Schwalbe aber ist schon deshalb nicht zu denken, weil es bekanntlich ebenso schwierig als unbequem ist, Schwalben in der Gefangenschaft zu erhalten. Es bleibt also nur die Annahme übrig, dass der Vorsänger durch die Farben seines Kleides (hinten schwarz, vorn weiss) eine Schwalbe vorstellen sollte, oder dass er ein aus Ton gefertigtes, vergrössertes Abbild einer Schwalbe auf der Hand oder auf einer Stange dem Zuge vorantrug.[9])

Die Rückkehr der Schwalbe ist ausserdem erwähnt im 25. (33.) Anakreontischen Liede, das u. a. davon spricht, dass die Schwalbe jedes Jahr im Sommer nach ihrer Ankunft (μολοῦσα) ihr Nest baue, und in dem Frühlingsepigramme des Leonidas (Anth. Pal. X 1), das mit den Worten beginnt: *Jetzt ist die Zeit wieder günstig der Schiffahrt; denn schon ist die plaudernde Schwalbe wiedergekommen* (μέμβλωκεν),[10]) *und es weht wieder der liebliche Zephyr.* — In den übrigen Epigrammen, deren Reihe dieses Gedichtchen eröffnet, wird, wie gesagt, nicht die Rückkehr, sondern der Nestbau oder der Gesang der Schwalbe als Frühlingszeichen hervorgehoben.

Aus dieser Bedeutung des Wiedererscheinens der Schwalbe erklärt sich ein anderer Volksgebrauch, der zwar weniger zeremoniell war als der oben geschilderte, dafür aber in seiner unmittelbaren Schlichtheit den Eindruck des beobachteten Naturereignisses noch besser wiedergab. Ein bekanntes Vasenbild auf einer Volcenter Amphora (Monum. dell. inst. II 24) schildert uns den Vorgang aufs deutlichste. Wir sehen einen älteren, bärtigen Mann, einen Jüngling und einen Knaben. Über den Kopf des ersteren weg fliegt eine Schwalbe, die wir nach ihrem tiefgegabelten Schwanze ohne Bedenken als Dorfschwalbe (Hir. rustica) ansprechen dürfen. Dieser Vogel

erregt die Aufmerksamkeit aller drei dargestellten Personen in augenfälliger Weise. Sie deuten mit den Händen nach ihm, und was sie äussern, ergibt sich aus den beigeschriebenen Spruchzeilen. Der Jüngling, der die Schwalbe zuerst gesehen haben muss, ruft: „*Schau! eine Schwalbe!*“ Der ältere Mann bekräftigt diese Worte durch einen Schwur: „*Wahrhaftig, beim Herakles!*“, und auch der Knabe stimmt ein und ruft: „*Da ist sie.*“ Zwischen dem Manne und dem Knaben aber stehen die Worte, in denen alle drei die Schlussfolgerung ihrer Beobachtung zusammenfassen: „*Nun ist's Frühling*“ (ἔαρ ἤδη). Solche Szenen der Erkennung und Begrüssung der ersten Frühlingsschwalbe mögen sich in den griechischen Städten, speziell in dem lebhaften Athen, oft genug auf Strassen und Plätzen abgespielt haben. — Auch literarisch ist uns dieser Gebrauch bezeugt, nämlich durch eine spasshafte Stelle des Aristophanes (Equ. 419). Der Wursthändler erzählt hier, wie er als Knabe einst die Garköche betrogen habe. Er trat an ihren Stand und rief: „*Schaut, Leute! Seht ihr nicht? Der Frühling ist da! Dort fliegt eine Schwalbe!*“ [11]) Während nun die Köche hinsahen, stahl er rasch ein Stück Fleisch und machte sich davon.[12]) — In dieser wie in der vorigen Szene entsprechen die einfachen Ausrufe der beteiligten Personen in ihrer Prägnanz vollkommen der gegebenen Situation. Ob sie aber, wie Thompson S. 189 bezüglich der letzteren Stelle meint, auf den Text eines volkstümlichen Schwalbenliedes zurückgehen, scheint mir mehr als zweifelhaft.

Aus dem Schlusse: „Die Schwalben sind da; also ist es Frühling“ ergab sich für den beliebten Vogel die Zuerkennung eines Ehrennamens, der seither nicht mehr aus dem Gebrauche gekommen ist, des Namens *Frühlingsbote* oder *Herold des Frühlings.* Den ersteren empfängt er durch Simonides (frg. 74) in der Anrede: *Berühmte Botin des süssduftenden Frühlings, stahlblaue Schwalbe,*[13]) den letzteren am Ende der griechischen Literaturentwicklung durch Nonnus (Dionys. III 12 f.).[14]) Derselbe Dichter nennt (Dionys. II 132 f.) unseren Vogel in etwas gezierter und überladener Darstellungsweise *die Verkünderin der Rose und des Blumentaues, den Liebling des Frühlingszephyrs.*[15]) Eine ähnliche Bedeutung ist der Bezeichnung *Frühlingsvogel* beizulegen, die uns bei Oppian, Hal. I 729 als Beiwort der Schwalbe begegnet (εἰαρινῇσι χελιδόσιν).[16])

Diese Ankündigung des Frühlings bot den alten Griechen ausser der idealen Seite noch ein sehr materielles Interesse. Darüber belehrt uns Aristophanes, Av. 714 f.: *Und dann (nach dem Weih) zeigt die Schwalbe an, wann es Zeit ist, den*

warmen Winterrock zu verkaufen und ein leichtes Röcklein dafür zu erwerben.[17]) Der Überschuss, der bei einem solchen Tauschgeschäft erzielt wurde, mag manchem armen Schlucker für einige Tage aus der Verlegenheit geholfen haben. Anderseits aber mag auch mancher leichtlebige Geselle auf den Eintritt des Sommers im voraus gesündigt haben. Dabei kam es dann freilich vor, dass der Betreffende sich in unliebsamer Weise verrechnete; denn *eine Schwalbe macht noch keinen Sommer.* Dieses griechische Sprichwort, das einen guten ornithologischen Untergrund besitzt,[18]) wurde, soweit wir es nachweisen können, von Cratin (frg. 33) in seiner Komödie Δηλιάδες in die Poesie eingeführt.[19]) In welcher Gedankenverbindung dies geschah, ist aus den Fragmenten nicht mehr ersichtlich. Dagegen ist uns noch die lehrreiche Geschichte erhalten, welche die Didaktik zur Warnung leichtlebiger Jünglinge daraus zu konstruieren wusste. Fabel 304 erzählt: *Ein verschwenderischer junger Mann hatte sein Vatergut aufgezehrt und sein Mantel allein war ihm übrig geblieben. Als er nun vor der gewöhnlichen Zeit eine Schwalbe sah, gab er sich dem Wahne hin, es sei schon Sommer. In der Meinung, er bedürfe seines Mantels nicht mehr, verkaufte er auch diesen. Bald aber trat wieder Winterwetter ein, und ein scharfer Luftzug wehte. Als er nun die Schwalbe tot am Boden liegen sah, rief er ihr zu: „Unglücksvogel! Du hast auch mich zu Grunde gerichtet.“* — Den gleichen Stoff hat Babrius in poetische Form gegossen; doch ist davon nur mehr ein kleines Bruchstück (frg. 138) erhalten: *Als ein (junger) Verschwender, der sein Vatergut aufgezehrt hatte, . . . diese (d. h. die erste Schwalbe) nur ein bischen zwitschern hörte . . . .* Das Verlorene ist aus der zitierten Prosaform der Fabel leicht dem Sinne nach zu ergänzen. — Eine Anspielung auf unser Sprichwort finden wir bei Aristoph. Av. 1416 f. Hier spricht Ratefreund die Ansicht aus, dass der um Befiederung nachsuchende Sykophant sein Lied, das eine hochtrabende Anrede an die Schwalbe enthält, wegen seines zerlumpten Mantels singe. *„Es scheint,“* fügt er hinzu, *„dass er nicht weniger Schwalben bedarf“.*[20]) Natürlich ist der Sinn dieser Worte: Es muss wirklich Sommer werden, wozu eine Schwalbe noch nicht genügt, wenn ihm geholfen werden soll, d. h. wenn er ohne Wintermantel auskommen will.

Eine Übertragung der sprichwörtlichen Frühlingsschwalbe auf andere Verhältnisse begegnet uns bei Aristophanes, Thesm. 1. *„Zeus! wird denn nicht einmal eine Schwalbe erscheinen?“*[21]) ruft Mnesilochos, der Schwager des Euripides, verzweifelt aus und fügt als Begründung seiner Worte hinzu: *„Der Mensch (Euripides) wird mich noch zu-*

grunde richten, indem er mich seit dem frühesten Morgen herumtreibt.“ Nach einer richtigen Bemerkung der Scholien ist hier die Sehnsucht nach der Schwalbe bildlich gesagt für die Sehnsucht nach der Erlösung aus einem quälenden Zustande, wie sich die Menschen im Winter nach dem Frühling und seiner Verkünderin, der Schwalbe, sehnen.[22])

Ähnlich zu deuten ist vielleicht auch frg. 8 des Komödiendichters Chionides: *„Erkundige dich, wann einmal eine Schwalbe erscheint!“* [23]) Wenigstens sind die Herausgeber dieser Ansicht. Doch tritt m. E. ein besserer Sinn zu tage, wenn wir diese Worte als höhnische Anrede an einen durch Verschwendung oder sonstwie verarmten Menschen auffassen, der daran erinnert wird, wie gut es für ihn wäre, wenn der Sommer käme.

Mit der Ankunft der Schwalbe hängt auch die Benennung einer Pflanze zusammen, die bei den Dichtern mehrfach erwähnt wird, nämlich des Schwalbenkrautes (χελιδόνιον).[24]) Erhielt es ja doch seinen Namen daher, weil es zur Zeit der Wiederkehr der Schwalbe blüht (nach Theophrast. H. pl. VII 15, 1). Dies scheint auch aus dem 74. frg. des Nikander (Athen. XV 683 e) hervorzugehen.[25]) Dieselbe Erklärung geben die Scholien zu Nikander Ther. 857. Aus einem ähnlichen Grunde führt der Schwalbenwind (χελιδονίας),[26]) der freilich an keiner der erhaltenen Dichterstellen erwähnt wird, seinen Namen. Es ist der laue West, der den Frühling und die Schwalben zurückbringt.[27])

Neben der Schwalbe wird als *Frühlingsbotin* (ἦρος ἄγγελος) die Nachtigall[28]) von den Dichtern gerühmt. So nennt sie wenigstens Sappho, frg. 39 (36), und den gleichen Sinn hat das Epitheton *Botin des Zeus* (Διὸς ἄγγελος), das ihr Sophocles, El. 149, beilegt. Doch kommt hiebei in geringerem Grade ihre Heimkehr an sich in Betracht als ihr herrlicher Gesang, der eines der schönsten Frühlingszeichen bildet und als solches eine bevorzugte Stellung in der griechischen Poesie einnimmt. (Vgl. Hom. Od. XIX 518 ff., Hymn. Hom. XIX 16 ff., Simonid. frg. 73, Aristoph. Av. 683 und Meleagers Frühlingsgedicht, Anth. Pal. IX 363, wo Eisvogel, Schwalbe und Schwan daneben genannt werden.) Wir geraten demnach hier in das Kapitel des Vogelgesanges, das schon durch mein voriges Programm erledigt ist.

Ein einziges Gedicht (Anth. Pal. IX 88, Philippus von Thessal.) weist deutlich auf den Zug der Nachtigall hin, den es in artiger Weise mit ihrem Gesang in Verbindung bringt. Es ist die hübsche Anekdote von einer Nachtigall, die bei heftigem Nordwinde nur mit Mühe über das Meer fliegt und des-

halb von einem Delphin, der in ihrem Gesange den schönsten Lohn findet, auf den Rücken genommen und übergesetzt wird.[29]) Die Jahreszeit ist nicht ausdrücklich angegeben. Da jedoch dem Gedichtchen ersichtlich die Vorstellung zugrunde liegt, dass die Nachtigall durch Gegenwind im Fluge behindert wurde, so müssen wir annehmen, dass sie von Süden nach Norden flog, sich also auf dem Frühjahrszuge befand. Ausserdem würde ja die Ausübung ihres Gesanges nur zu dieser Zugzeit passen, da im Herbste die Kehle der Nachtigall verstummt ist.

In ähnlicher Weise wie die Nachtigall macht sich auch der Kuckuck[30]) nach seiner Ankunft im Frühjahre weniger dem Auge durch seine Erscheinung bemerklich als dem Ohre durch seine charakteristische Stimme. Diese gilt schon bei Hesiod Op. 486 ff. als Frühlingszeichen. *Wenn der Kuckuck,* so lesen wir dort, *zum erstenmale ruft in den Blättern des Eichbaums und die Menschen erfreut auf der weiten Erde, so wird Zeus am dritten Tage regnen lassen . .* .[31]) Diese herzerfreuende Wirkung der den Frühling verkündenden Vogelstimme wird — als selbstverständlich — von den Dichtern der guten Zeit sonst nicht eigens angegeben;[32]) um so mehr werden wir unsere Stelle als die einzige Ausnahme rühmend hervorheben müssen. — Nach Ägypten und Phönizien versetzt uns eine Stelle aus den Vögeln des Aristophanes. In diesen Ländern erscheint, nach v. 505 f., der Kuckuck vor der Ernte und sein Ruf κόκκυ treibt die Leute aufs Feld hinaus zum Einbringen der Feldfrüchte[33]) — ein Zusammentreffen, das in scherzhafter Weise als Beweis für die frühere Königsherrschaft des Kuckucks in diesen Ländern gedeutet wird. — Endlich ist *der Ruf des Kuckucks im Frühling* bei Nikander, Ther. 380,[34]) genannt als Termin für die Erlegung einer Schlange, deren Haut als Heilmittel gebraucht wurde. — Derselbe Dichter nennt mit einem absichtlich dunklen Ausdrucke eine Art Feigen *Kuckucke des Feigenbaumes* (κόκκυγας ἐρινάδος, Ther. 854). Nach den Scholien ist diese sonderbare Benennung durch den Umstand zu erklären, dass die Feigen der genannten Art zugleich mit dem Kuckuck erscheinen.

Sämtliche anderen Frühlingsboten übertrifft an Grösse der Gestalt und Hoheit der Erscheinung „der König in den Lüften," der Weih (ἰκτῖνος),[35]) und eine wahrhaft königliche Ehrung ist es, die ihm, wenn wir dem Aristophanes glauben dürfen, in Griechenland bei seinem Wiedererscheinen erwiesen wurde. Ratefreund behauptet nämlich in seiner grossen Rede, durch die er die Vögel von ihrer einstigen Weltherrschaft überzeugen will (Av. 499): *„Der Weih herrschte damals über die Griechen und war ihr König."*

„*Über die Griechen?*“ wirft der Wiedehopf ungläubig ein. Ohne sich stören zu lassen, fährt Ratefreund fort: „*Und dieser war es, der als erster König die Leute anwies, sich vor den Weihen im Staube zu wälzen.*“ Nun fällt ihm Hoffegut unter beteuernder Anrufung des Dionysus ins Wort und erzählt, *auch er habe sich einmal, da er einen Weih sah, im Staube gewälzt. Als er jedoch dabei rücklings zu liegen kam, sei ihm das Missgeschick begegnet, dass er den Obolus, den er im Munde trug,*[36]) *verschluckte und in Ermangelung weiteren Geldes den Brotbeutel leer nach Hause brachte.*[37]) Was haben wir nun von dieser königlichen Ehrung des Weihs zu halten? Denn dass Aristophanes das Wälzen im Staube bei dessen Erscheinen der fussfälligen Verehrung (προσκύνησις), die der Perserkönig beanspruchte, gleichsetzt, ist augenfällig. Gewiss treibt der Dichter an dieser Stelle, wie an so vielen anderen, mit dem Publikum seinen Scherz. Denn scherzhaft ist das Thema der Rede, scherzhaft die Ausführung. Aber auch der Scherz muss eine tatsächliche Grundlage haben, sonst entartet er zur sinnlosen Posse. Worin besteht nun hier der Witz des Dichters? Gewiss nicht in der freien Erdichtung einer komischen Situation, sondern vielmehr in der spasshaften Umdeutung eines wirklichen Volksgebrauches. Über diesen belehren uns die Scholien zu v. 501, freilich nicht aus eigener Anschauung. Ihre Angaben können wir in den Satz zusammenfassen: Den Weih, der in alter Zeit in Griechenland den Beginn des Frühlings anzeigte, begrüssten die armen Leute[38]) aus lauter Freude über das Ende des harten Winters dadurch, dass sie sich zu Boden warfen. Doch besagt eine andere Notiz der Scholien, diese Gebärde sei gewöhnlich nur durch Niederknieen (ὡς ἐπὶ γόνυ) angedeutet worden; der Dichter vergleiche scherzend dieses Niederknieen mit der dem Perserkönig gezollten Verehrung. Damit ist die Weisheit der Scholien zu Ende. Wenn wir nun selbst dieser Frage näher treten wollen, so müssen wir von der Überzeugung ausgehen, dass die ganze Stelle gar keinen Sinn hätte, wenn nicht ein wirkliches W ä l z e n im Gebrauche gewesen wäre. Denn die ganze Geschichte von dem verschluckten Obolus beruht auf dieser Voraussetzung. Nicht hierin ist also die Übertreibung des Dichters zu suchen, sondern in einem Umstande, den wir durch Vergleichung mit den Schwalbenliedern als höchst wahrscheinlich erweisen können: Nicht E r w a c h s e n e waren es, die dem Weih solche Ehre erwiesen, was trotz Aristophanes' Darstellung aus den einfachsten Gründen von vorneherein unglaublich erscheint, sondern armer Leute K i n d e r, die sich auch sonst manchmal in den Staub gelegt haben werden. Darin aber haben die Scholien recht: Das

Wälzen ist keineswegs der Ausdruck erniedrigender Unterwürfigkeit, wie der Dichter im Scherze glaublich machen will, sondern unbändiger Freude über ein glückliches Ereignis, in unserem Falle über das von den Armen ersehnte Erscheinen des hehren Frühlingsboten.[39]) Es ist merkwürdig, dass wir für diesen auffallenden Volksgebrauch nur das eine Zeugnis des Aristophanes besitzen. War er zu des Dichters Zeiten etwa nur mehr ausnahmsweise und nur in den Kreisen der Gassenjugend im Schwange? Später wird er wohl gänzlich aus der Übung gekommen sein. Fragen wir nach dem Grunde dieser Veränderung, so bieten sich uns zwei Möglichkeiten der Lösung. Entweder kam der Weih für den eigentlichen Beginn des Frühlings in der Regel zu früh,[40]) oder er genoss als Raubvogel in den späteren Epochen einer verfeinerten Kultur weniger Sympathie als in der kräftigeren Denkweise der Vorzeit.[41]) — Nur ein einziges Mal wird der Weih sonst noch als Frühlingsbote genannt. Es ist die schon zweimal teilweise zitierte Stelle des Aristophanes, an der die Vögel als Verkünder der Jahreszeiten bezeichnet werden. Av. 713 f.: *Darauf zeigt hinwiederum der Weih durch sein Erscheinen eine andere Jahreszeit an, zu der es erforderlich ist, die Frühlingsschur der Schafe vorzunehmen.*[42]) — Im übrigen fiel der Vogel bei den Dichtern der Vergessenheit anheim und der zarteren Schwalbe war es beschieden, statt seiner den Ehrenplatz als Frühlingsbote einzunehmen und gemäss dem konservativen Grundzuge der griechischen Poesie auch zu behaupten.

Neben diesen vier volkstümlichsten Frühlingsvögeln kommen andere Arten nur ausnahmsweise in Betracht.

So z. B. ruft der Verfasser des 44. (37.) Anakreontischen Liedes, das den Preis des Frühlings zum Gegenstande hat, v. 5 f. aus: *Sieh, wie die Ente taucht! Sieh, wie der Kranich einherschreitet!*[43]) Es sind also unter den übrigen Frühlingszeichen, dem Hervorsprossen der Rosen und des Weinlaubes, der wiedereingetretenen Ruhe des Meeres und anderen, auch zwei Vögel aufgeführt, deren Benehmen bei der Nahrungssuche auf ihren Zugstationen vom Dichter kurz und treffend charakterisiert wird.

Auch der κηρύλος, ein undefinierbarer Vogel,[44]) *der über die schäumenden Wellen zugleich mit den Eisvögeln fliegt,* wird einmal zum Frühling in Beziehung gesetzt, da ihn der Lyriker Alcman, frg. 26 (12), *den meerpurpurnen Frühlingsvogel* (ἁλιπόρφυρος εἴαρος ὄρνις) nennt.[45])

Wenn ferner Alcaeus in einer seiner grossartigsten Dichtungen, deren Inhalt Himerius, Or. XIV., überliefert, den Gott Apollo auf dem Schwanenwagen zuerst zu den Hyper-

boräern fahren lässt, so darf man hierin vielleicht eine Anspielung auf den Frühlingszug der Singschwäne nach ihren nordischen Brutplätzen erblicken.

Zwei andere Stellen habe ich schon beim „Vogelgesang“ (S. 13 bezw. 20) behandelt, weshalb ich sie hier nur flüchtig streifen mag: Ein fälschlich dem Theocrit zugeschriebenes Epigramm (17), in dem Standvögel wie die Amseln missverständlich (v. 9) als *Frühlingsvögel* (εἰαρινοί) bezeichnet sind, und das Epigramm des Antipater aus Sidon (Anth. Pal. VII 713) auf die Dichterin Erinna, in dem *das Gekrächz der Dohlen, zerstreut in den Wolken des Frühlings* dem kurzen Ruf des Schwans entgegengesetzt wird. Bezüglich der letzteren Stelle möchte ich nur kurz wiederholen, dass sie auf das Benehmen der in Griechenland überwinternden Dohlen[46]) vor der Brut oder, was in den meisten Fällen gleichbedeutend ist, vor dem Aufbruche nach Norden zu beziehen ist.[47])

Über die Memnonsvögel, die bei Quintus Smyrn. II 642 ff. näher geschildert werden, will ich mich bei der komplizierten Natur dieser Frage lieber im Anhange verbreiten.[48])

Dies sind die Stellen griechischer Dichter, die vom Frühjahrszuge der Vögel handeln. „Ist das alles?“ wird mancher Leser im Gefühle der Enttäuschung ausrufen. Und gewiss kann niemand verkennen, dass Zahl und Wert dieser Stellen im Verhältnisse zu der Bedeutung und Mannigfaltigkeit der griechischen Poesie auffallend gering sind, wenn gleich wir bei der Schwalbe und beim Weih auf wertvolle Zeugnisse für alte Volksgebräuche gestossen sind und auch sonst manch liebliches Bildchen erschaut haben. Bei der unleugbaren Grösse dieses Missverhältnisses glaube ich nochmals auf beide Momente hinweisen zu sollen, die m. E. zur Erklärung desselben ausreichen, nämlich auf die relativ geringe Bedeutung des Frühjahrszuges für die Naturschilderungen der griechischen Dichter infolge der ornithologischen Verhältnisse des Landes, ferner auf den Umstand, dass uns gerade von den Lyrikern, denen die Poesie der Jahreszeiten am nächsten liegen musste, zu wenige Bruchstücke erhalten sind (vgl. Anm. 16!), als dass verallgemeinernde Schlüsse daraus gezogen werden könnten.



II. Kapitel.

Herbstzug und Winteraufenthalt in Griechenland.

Einen wesentlich anderen Eindruck empfangen wir, sobald wir uns denjenigen Stellen zuwenden, die sich auf den Herbstzug beziehen; denn hier sind die Zitate ebenso zahlreich als inhaltlich ergiebig. Und in der Tat ist der Herbstzug in viel höherem Grade als der Frühjahrszug geeignet, die Teilnahme des Südländers zu erwecken.

Im Frühling erscheinen die Vögel gewissermassen verstohlen, über Nacht. Ihre Anwesenheit verraten sie teils durch ihre Stimme, die gar manchem Ohre nicht im einzelnen unterscheidbar ist, teils durch ihre Erscheinung, die deshalb nicht so sehr in die Augen fällt, weil die Vögel um diese Zeit mehr zerstreut ziehen und, am Zielpunkte angelangt, sich sofort in einzelne Paare trennen. Wenn dagegen die Herbstzeit naht, sammeln sie sich, durch die glücklich beendete Brutperiode um das drei- bis vierfache vermehrt, in Scharen, durchstreifen auf mannigfachen Übungszügen die Gegend und erfüllen die Luft durch die Menge ihrer Erscheinungen. Zugleich machen sie sich dem Landwirte wie dem Gartenbesitzer höchst unangenehm bemerkbar. Sie besuchen die Felder, die zu dieser Zeit mit der Wintersaat neu bestellt werden, sowie die Gärten, in denen die Trauben und Früchte reifen, und dezimieren diese in der fühlbarsten Weise. Haben sie durch ihre grosse Zahl und ihr auffallendes Benehmen die Aufmerksamkeit der Menschen auf sich gezogen, so fordern sie durch ihren Schaden die Landbewohner geradezu zur Abwehr heraus. Dazu gesellt sich als drittes Moment die treffliche Leibesbeschaffenheit der Vögel infolge des ausgiebigen Futters, die noch dadurch an Bedeutung für den Feinschmecker gewinnt, dass die Vogelscharen zu dieser Zeit grösstenteils aus jungen, im Fleische ungemein zarten Stücken bestehen, so dass die Jagd auf diese arglosen Geschöpfe nicht nur als ein Gebot der Notwehr sondern auch als eine lohnende Nahrungs- und Erwerbsquelle erscheint.[49]) Verlok-

kung und Ertrag des herbstlichen Vogelfanges steigern sich für den Südländer um ein vielfaches durch das fortgesetzte Nachrücken nordischer Wanderer, durch die der Zug monatelang auf gleicher Höhe erhalten wird. So wurde mit der Zeit aus dieser von der Natur gewissermassen aufgedrungenen Massregel ein förmlicher Sport, dem der Italiener und der Grieche mit allen Fasern ihrer feurigen Natur ergeben sind.

Neben der Leichtigkeit der Beobachtung ist es also gewiss die Leidenschaft für den Vogelfang, die den Herbstzug bei den Griechen zu einer viel volkstümlicheren Naturerscheinung stempelt als den Frühjahrszug. Da jedoch der Ursprung dieser Vorliebe durchaus materieller Natur ist, so ergibt sich zu unserer landesüblichen idealen Auffassung ein scharfer innerer Gegensatz, der infolge der beiderseitigen klimatischen Verhältnisse noch eine weitere Verschärfung erfährt. Wenn nämlich in einem deutschen Gemüte beim Scheiden unserer lieben Sommervögel in Erwartung eines trüben, einsamen Winters aufs rührendste die Saite der Wehmut erklingt, so finden wir dafür in der griechischen Poesie kein Beispiel. Im Herzen des Griechen erweckt die Beobachtung herbstlicher Zugvögel ganz andere Gefühle. Ihn bedroht ja nicht im gleichen Masse wie uns die Abnahme des Lebens, des Lichtes und der Sonnenwärme; er hat noch einen herrlichen, früchtereichen Spätherbst vor sich; er bestellt noch erst seine Felder mit frischer Saat und sieht dann in aller Ruhe einem milden, durch zahlreiche befiederte Gäste belebten Winter entgegen. Bei seiner durchaus gesunden Natur bleibt er also dem herbstlichen Vogelzuge gegenüber jeder Sentimentalität ferne und betrachtet ihn lediglich nach den Gesichtspunkten des Schadens und Nutzens oder objektiv als interessantes Naturschauspiel.[50])

Auch hier habe ich nur eine Stelle von allgemeinem Inhalte voranzuschicken, nämlich Sophocles, Oed. tyr. 175 ff. In grossartigen Versen schildert der Chor die schrecklichen Wirkungen der über Theben hereingebrochenen Pest und flicht darein, um den Eindruck des allgemeinen Hinsterbens wiederzugeben, folgenden Vergleich: *Einen nach dem andern aber sieht man wie einen wohlbeflügelten Vogel, unwiderstehlich wie das vernichtende Feuer, dahineilen zum Gestade des abendlichen Gottes.*[51]) Es sind in diesen wenigen Worten zwei Bilder vereinigt. Der Flug der Seelen zum Hades wird wegen der Unmöglichkeit eines Widerstandes oder einer Heilung mit dem zerstörenden Feuer, wegen seiner Schnelligkeit und Massenhaftigkeit aber mit den Scharen der Zugvögel verglichen. Schon Schneidewin-Nauck weist auf den letzteren Punkt hin. An dem Singular (*wie einen wohlbefl. V.*) brauchen wir keinen

Anstoss zu nehmen. Er ist durch eine leicht verständliche Beziehung im griechischen Texte (auf ἄλλον ἄλλῳ) veranlasst und ist ebenso wie die bezüglichen Worte dem Sinne nach als Mehrzahl zu fassen. Dichtgedrängt nacheinander fliegen also die Seelen der Dahingeschiedenen dem im Westen der Erde gedachten Hades zu, wie Vögel, die auf dem Herbstzuge in dichten Scharen nach Südwesten eilen.

Im übrigen ist, wenn wir von den überaus zahlreichen Stellen, die speziell vom Vogelfange handeln, und den dabei genannten Kleinvögeln zunächst absehen, der Hauptvertreter der herbstlichen Zugvögel in der griechischen Poesie der Kranich.[52])

Fürwahr, ein würdiger Vertreter des Vogelgeschlechts, ein plastisches Kunstwerk der Natur, einer der edelsten und erscheinungsgewaltigsten unter den gefiederten Wanderern! Seine Art zu ziehen hat auf die Griechen, besonders im Herbste, den grössten Eindruck gemacht. Seit den ältesten Zeiten schildern die Dichter des öfteren die Hauptmerkmale des Kranichzuges: seine Richtung nach Süden, gegen Libyen zu, fort aus den Regionen des anrückenden Winters, die reihenförmige Anordnung der durchziehenden Scharen, sowie die kolossale Flugkraft unseres Vogels, die ihn zu der Höhe der Wolken erhebt und ihn menschlicher Wahrnehmung gar oft gänzlich entziehen würde, wenn seine unverkennbare rauhe Stimme ihn nicht verriete. Das Ganze wird als Zeichen des nahenden Winters und als eine Mahnung zur Aufnahme der Saatarbeit aufgefasst Diese Schilderungen der Dichter umfassen natürlich niemals alle Einzelheiten in systematischer Reihenfolge oder erschöpfender Vollständigkeit, sondern der eine hebt diesen, der andere jenen Zug hervor, der den erhaltenen Natureindruck versinnbildlicht oder auch den gelungenen Darstellungen seiner Vorbilder abgelauscht ist.

Schon Homer zeigt sich als Kenner des Kranichzuges. Il. III 2 ff. lesen wir den schönen Vergleich: *Die Troer nun rückten mit Geschrei und Ruf heran wie Vögel,*[53]) *und zwar gerade so, wie der Ruf von Kranichen ertönt vor dem Himmel hin, die, wenn sie sich vor dem nahenden Winter und seinen ungeheuren Regengüssen*[54]) *auf die Flucht begeben haben, mit lautem Rufe hinfliegen zu den Gestaden des Ozeans, um den Pygmäenmännern Tod und Verderben zu bringen. Noch in der Morgenfrühe*[55]) *beginnen sie dann verderblichen Kampf.*[56]) Der Kern des Vergleiches liegt in dem wirren Geschrei, das die Heeresmassen der Troer wie die Scharen der wandernden Kraniche schon von ferne hören lassen. Alles andere ist poetische Ausschmückung. In dem Ausdrucke *vor dem Himmel*

hin werden wir mit den Scholien wohl einen Hinweis auf die grosse Höhe des Fluges zu sehen haben. Durch die Worte *zu den Gestaden des Ozeans* ist nach den Grundbegriffen der homerischen Geographie als Ziel des Kranichzuges die äusserste Grenze der Erde bezw. des festen Landes angegeben. Zu beachten ist auch hier, wie bei den Stellen über den Eisvogel (Il. IX 561 ff.) und besonders die Nachtigall (Od. XIX 518 ff.), die Verknüpfung von Natur und Mythus, eine hervorstechende Eigentümlichkeit der homerischen Denk- und Darstellungsweise. Während nämlich einerseits als Grund des Kranichzuges der drohende Winter, ein der Natur entnommenes Moment, angegeben ist, so gehört doch anderseits sein Zweck, der Kampf mit den Pygmäen, der Sphäre des Mythus an. So viel für jetzt! Das letztere Problem soll uns weiter unten beschäftigen.

Als Zeichen der herbstlichen Saatzeit[57]) fassen den Kranichzug drei Dichterstellen, deren älteste dem poetischen Lehrmeister der Landwirte, Hesiod (Op. 448 ff.), zugehört. Er gibt den Rat, *achtzuhaben auf die Zeit, zu der man des Kranichs Stimme hört, der hoch aus den Wolken alljährlich ruft und damit zum Pflügen das Zeichen gibt und die Zeit des regenreichen Winters anzeigt; er erfüllt aber mit Sorge die Herzen mittelloser Leute.*[58]) Zum erstenmale sind hier die Wolken mit dem Kranichzuge in Verbindung gebracht, wodurch wir von der schwindelnden Höhe des Kranichzuges eine treffende Vorstellung gewinnen. Eine kurze Besprechung erheischt noch das Wort *alljährlich.* Dies kann nichts anderes bedeuten als *alljährlich einmal.* Der Dichter berücksichtigt also nur den Herbstzug des Kranichs. Vom Frühjahrszuge hat er entweder noch nichts gewusst oder, was ungleich wahrscheinlicher ist, er hat bei dieser Gelegenheit seiner nicht gedacht, weil ihm keine wirtschaftliche Bedeutung zukam. — Aus dieser Stelle erklären sich die Worte des Theognis, v. 1197 ff.: *„Sohn des Polypaos, ich habe die Stimme des Vogels, des laut rufenden, gehört, der den Sterblichen als Verkünder der rechten Pflügezeit erschien“.*[59]) Doch diesmal erweckt der wohlbekannte Laut schmerzliche Gedanken in der Brust des Dichters; denn er hat seinen fruchtbaren Landbesitz verloren und mit Ingrimm muss er zusehen, wie fremde Herren sein ehemaliges Eigentum bewirtschaften. Der Name des Vogels ist nicht genannt; doch ist die Deutung auf den Kranich durch die zitierte Hesiod-Stelle völlig gesichert. Jedenfalls müssen wir in den Worten des älteren Didaktikers das Vorbild des jüngeren Lyrikers erkennen. Der letztere hat nichts getan, um dieses Verhältnis zu verschleiern; er scheint vielmehr geradezu auf die zu seiner Zeit allgemein bekannten Verse seines Vorgängers zu verweisen.

Deshalb hat er den Namen des Vogels unterdrückt, deshalb auch jede Angabe der Jahreszeit weggelassen. — Noch in weiterem Umfange von Hesiod abhängig zeigt sich Aristophanes (Av. 710 f. — die Vögel als Verkünder der Jahreszeiten): *Die Zeit der Aussaat (zeigen wir an), wenn der Kranich unter krächzendem Geschrei nach Libyen fortwandert. Dadurch macht er zugleich den Reeder aufmerksam, dass es Zeit ist, das Steuerruder aufzuhängen und sich dem Nichtstun hinzugeben.*[60]) Zwei Botschaften sind es also, die der Kranich bringt: Die Wintersaat ist zu besorgen, die Schiffahrt dagegen einzustellen. Diese letztere Einschränkung, die für den Beginn des Winters ebenso charakteristisch ist wie ihre Aufhebung für den Frühling,[61]) wird vom Dichter angedeutet durch die Erwähnung des Gebrauches, das vom Schiffe abgenommene Steuerruder zu Hause im Rauchfange aufzuhängen. Auch hierin finden wir eine deutliche Beziehung auf Hesiod, der zweimal (Op. 45 und 629) von dieser Gepflogenheit spricht. Ob freilich zur Zeit des Aristophanes ein so patriarchalischer Gebrauch noch allgemein herrschte, mag zweifelhaft erscheinen. Wenn er überhaupt noch vorkam, so beschränkte er sich wohl auf die Kreise der weniger vermöglichen Schiffseigentümer, die nur ein einziges kleineres Schiff oder deren wenige besassen. Aber es ist ja bekannt, dass Aristophanes mit seinen Gedanken und seiner Darstellung gerne in der alten Zeit verweilt, die er wegen ihrer Einfachheit und Sittenstrenge den gleichzeitigen Verhältnissen weitaus vorzieht. Als Wanderziel der Kraniche wird an unserer Stelle zum erstenmale Libyen genannt, das im weitesten Sinne = Afrika aufzufassen ist.

Weitaus die grösste und reichhaltigste Stelle über den Kranichzug bietet Euripides, Hel. 1478 ff. Der aus griechischen Frauen bestehende Chor hat im Vorausgehenden das Schiff angesprochen, das Helena und Menelaus von Ägypten in die griechische Heimat zurücktragen soll. Er hat die Schiffer aufgefordert, die Ruder zur Hand zu nehmen, und schwelgt in der Ausmalung der Festlichkeiten, an denen die Königin nun wieder in Sparta teilnehmen wird. Diese Gedanken entlocken ihm den Wunsch: *„O, möchten wir hoch in der Luft libysche Zugvögel werden, die auf der Flucht vor dem Winterregen (nach dem Süden) zurückkehren, der Pfeife des Ältesten, ihres Hirten, folgend, der dürre wie fruchtbare Landstrecken überfliegend sein Signal erschallen lässt. Ihr langhalsigen Vögel, teilnehmend am Laufe der Wolken, ziehet mitten unter den Plejaden und dem nächtlichen Orion hin und verkündet, am Ufer des Eurotas stehend, die Botschaft, dass Menelaus nach Einnahme der Feste des Dardanus in die Heimat zurückkehren wird!“*[62])

Wenn wir diese schwungvollen Verse genauer betrachten, so vermissen wir zunächst den Namen des geschilderten Vogels. Gleichwohl kann es keinen Augenblick zweifelhaft sein, welcher gemeint ist.[63]) Sodann bemerken wir manche Einzelheiten, die uns schon aus den älteren Zitaten bekannt sind: Der Zug des Kranichs ist als eine Flucht vor dem Winterregen gedacht, ganz wie bei Homer Il. III 4; die Kraniche fliegen in der Nähe der Wolken, wie bei Hesiod Op. 449; sie werden wie bei Aristophanes Av. 710 zu Libyen in Beziehung gesetzt.[64]) Dagegen muss es auffallen, dass Euripides den herbstlichen Kranichzug als eine Rückkehr dieser Vögel in ihre eigentliche Heimat auffasst. Darauf deutet schon das Wort νίσσονται; noch klarer jedoch ergibt sich diese Ansicht des Dichters daraus, dass er die Kraniche als *libysche* d. h. *in Libyen beheimatete* Vögel bezeichnet. (Vgl. Babrius, Fabel 143, frg.: Λίβυσσα γέρανος!) Aber auch abgesehen von dieser Besonderheit treffen wir noch mehreres Neue in der Schilderung unseres Dichters: Er nimmt an, dass die Kraniche einen Führer haben, dass dieser Führer der älteste Vogel ist und sie durch seinen Ruf wie durch ein Signal zusammenhält.[65]) Diesen Führer nennt er in verkürzter Vergleichung einen Hirten, seine Stimme aber eine Hirtenpfeife. Durch ihn erfahren die Wanderer, wie aus v. 1484 ff. hervorzugehen scheint, ob das Land, über das sie fliegen, fruchtbar oder unfruchtbar ist, d. h. ob es sich zur Raststation mit Weidegelegenheit eignet oder nicht.[66]) Das Beiwort δολιχαύχενες (langnackig) ist eine leichte Umänderung des homerischen Epithetons δουλιχοδείρων (langhalsig), das Il. II 460 und XV 692 den Schwänen beigelegt ist. Auf die Kraniche passt es natürlich ebenso gut. Ob aber die sprachliche Umformung an sich eine glückliche ist, kann zweifelhaft erscheinen. Bemerkenswert ist auch der Ausdruck οἰωνοὶ στολάδες, den der Dichter erfunden zu haben scheint, um für den Begriff *Zugvögel* ein deckendes Wort zu bilden. Doch hat sich diese Bezeichnung nicht einzubürgern vermocht; wenigstens finden wir sie sonst nirgends in der Literatur angewendet. Soweit stimmt alles vortrefflich zusammen und der Ornithologe kommt bei der Betrachtung unserer schönen Stelle ganz und voll auf seine Rechnung. Wenn wir dagegen den logischen Zusammenhang erwägen — ganz abgesehen von der mangelhaften Überlieferung des Textes, die in der Anmerkung besprochen ist —, so stossen wir auf eine befremdende Inkongruenz. Augenscheinlich sind in den besprochenen Versen zwei Gedanken miteinander verflochten: Die Chorfrauen wünschen Kraniche zu sein, um mit dem Königspaare nach Sparta gelangen zu können.[67]) Unmittelbar darauf jedoch fordern sie diese

Zugvögel auf, die Heimkehr der beiden in Sparta zu verkünden. Hier ist jedenfalls der Zwischengedanke zu ergänzen: Da der sehnliche Beflügelungswunsch des Chors leider unerfüllbar ist, so soll die freudige Nachricht wenigstens durch beflügelte Boten an ihrem Bestimmungsorte eintreffen. Damit ist der Zusammenhang ohne besondere Mühe hergestellt. Die ungleich grössere Schwierigkeit aber liegt darin, dass der Chor nach Sparta, also nordwärts, zu fliegen wünscht und ebenso die Kraniche ersucht, von Ägypten die bestellte Nachricht dorthin zu bringen, während doch im Zusammenhange damit gesagt ist, dass diese Vögel auf der Flucht vor dem Winter nach Libyen heimkehren. Demnach sind sie das einemal nach Norden, das anderemal nach Süden fliegend zu denken. Diese Verquickung innerlich entgegengesetzter Ausgangspunkte kann durch keine Textverbesserung beseitigt werden. Sie scheint auf eine Flüchtigkeit des Euripides zurückzugehen, wie sie in seinen Chorliedern öfters zu rügen ist. Ein hinreichender Erklärungs- wenn auch nicht Entschuldigungsgrund liegt in unserem Fall nicht ferne. Die altüberkommenen Ausdrücke und Bilder beherrscht der literaturkundige Dichter so vollkommen, dass er sie fast mechanisch verwendet. So fügt er hier die Winterflucht der Kraniche in seine Darstellung ein, obwohl dieses Motiv mit der angenommenen Situation völlig unvereinbar ist. Die nachgewiesene zweimalige Veränderung des Standpunktes, hinsichtlich des Beflügelungswunsches wie der Zugrichtung, verleiht unseren Versen ein höchst eigenartiges Gepräge. Es kommt dadurch in die ganze Darstellung eine Unruhe, die trotz der temperamentvollen Fassung einen reinen Kunstgenuss nicht zulässt. — Von dieser Stelle fällt ein willkommener Lichtstrahl auf einen anderen Beflügelungswunsch bei Euripides, dessen spezielle Bedeutung sonst in Dunkel gehüllt bliebe. Im Hippolyt, v. 732 ff., wünscht sich nämlich der Chor trözenischer Frauen, nachdem seine Herrin Phaedra mit dem festen Entschlusse, sich den Tod zu geben, die Bühne verlassen hat, weit weg vom Schauplatze dieser Schreckenstat. *„O, wär' ich doch,“* so ruft er, *„entrückt in jähe Schluchten, dass mich ein Gott als beschwingten Vogel unter die beflügelten Herden versetzte!“* [68]) Er möchte dann weiter ans adriatische Meer und an den Po, ja bis in das gesegnete Land der Hesperiden gelangen. Auch hier meint der Dichter keinen anderen Vogel als den Kranich. Denn die Bezeichnung der gedachten Vögel als *Herde* beruht auf dem nämlichen Vergleiche wie diejenige des Kranichführers als Hirte an der vorigen Stelle, und dass derselbe Ausdruck auch später noch im gleichen Sinne gebräuchlich war, beweist Arat. v. 1075.[69])

Ein bezeichnendes Merkmal des Kranichzuges, seine grosse Höhe, wird besonders in einer Fabel hervorgehoben, die uns in doppelter Bearbeitung, in Prosa (397 und 397 b) und in der Versifikation des Babrius (65), erhalten ist. Der eitle Pfau verspottet den Kranich wegen seiner einfachen Farbe. Der Kranich erwidert (397): *„Ich fliege den Sternen nahe und rufe von dort herunter; du aber schwingst wie ein Hahn deine Flügel auf dem Boden, ohne dich oben zu zeigen;“* oder (397 b): *„Ich rufe ganz nahe bei den Sternen und erhebe mich im Fluge zu himmlischen Höhen; du aber lebst wie ein Hahn am Boden mit deinen Hennen.“* Bei Babrius spricht der Kranich: *„Ich erhebe mich mit diesem Gefieder, dessen Farben du verspottest, nahe zu den Sternen und krächze dort oben;*[70] *du aber schwingst diese deine vergoldeten Flügel wie ein Hahn auf dem Boden, ohne dich oben zu zeigen.“* Über den Sinn der Fabel brauchen wir uns nicht weiter zu äussern. Der Form nach stimmen alle drei Erzählungen bis auf einzelne Ausdrücke überein; besonders deutlich zeigt sich dies bei der ersten Prosaversion, die sich als ein Auszug aus der Fassung des Babrius darstellt. Nur in einem Punkte hat der Prosaerzähler den Dichter wirklich verbessert, indem er nämlich das Beiwort „wohlgestaltet“ (εὐφυής), das Babrius dem Pfau gibt, dem Kranich zuteilt. Denn wirklich steht dieser gerade durch die Harmonie und Schönheit seines gesamten Körperbaues zu dem nur durch seinen Farbenglanz blendenden Pfau im Gegensatz. Dass die Fabel in allen drei Versionen zur Kennzeichnung der Höhe des Kranichzuges die Sterne nennt, erscheint wie eine beabsichtigte Überbietung der seit Hesiods Vorgange zu diesem Zwecke gerne genannten Wolken. — Auch Arat erwähnt bei der Schilderung des Kranichzuges dessen Höhe (ὕψοῦ v. 1031) und gibt ferner als erster unter den griechischen Dichtern die Form dieses Zuges an. Er spricht nämlich von den *langen Reihen* (μακραὶ στίχες) der Kraniche.

Zwei Epigramme der Anthologie endlich erzählen singuläre Vorfälle des Kranichzuges, Anekdoten, die sich an diese Naturerscheinung knüpfen. Ein unbekannter Autor (Anth. Pal. VII 543) ruft an dem Gedenksteine eines Schiffbrüchigen aus: *Jede Art von Seefahrt möchte einer zu meiden wünschen, da du, Theogenes, im libyschen Meere dein Grab gefunden hast, als auf dein Lastschiff jene dichte Wolke unzähliger Kraniche ermüdet aufflog.*[71] Man glaubte also, das betreffende Schiffsunglück sei durch den Einfall einer ungeheuren Menge von Kranichen herbeigeführt worden. Dass Wandervögel bei widrigem Wetter im Zustande der Erschöpfung sich an das Tauwerk eines Schiffes anklammern oder auf seinem Deck sich

niederlassen, ist ein Vorkommnis, das jeder Seefahrer kennt. Dass aber dadurch ein Schiff, selbst wenn es noch so überladen ist, zum Sinken gebracht werden könnte, zur Erfindung einer solchen Angabe gehört eine starke Phantasie und zu ihrer widerspruchslosen Aufnahme eine grosse Leichtgläubigkeit. Einen besseren Sinn bekommt die ganze Erzählung, wenn wir daran denken, dass die Alten der Ansicht waren, die Kraniche trügen auf dem Zuge Steine mit sich, wovon unten die Rede sein wird. Das Gewicht dieser Steine konnte dann freilich die Last des Schiffes allzusehr vermehren.[72]) Hiebei bleibt es nur zu verwundern, dass der Dichter mit keinem Worte auf dieses wesentliche Moment hinweist. Indes hielt er die Sache wohl für selbstverständlich, da man ziehende Kraniche sich ein für allemal als Steinträger vorzustellen gewohnt war. Doch abgesehen von diesem grundlegenden Bedenken ist auch ein einzelner Ausdruck in unserem Epigramme geeignet, Anstoss zu erregen, nämlich die Bezeichnung der Kraniche als *Wolke.* Zwar gebraucht schon Homer, Il. XVII 755, dieses Wort bei der Schilderung herumziehender Dohlen und Stare. Aber diese Vögel fliegen wirklich in Schwärmen zusammengeballt, sodass sie sich wohl mit einer Wolke vergleichen lassen, während die Kraniche ihren Zug in lange Reihen auflösen, für welche die Bezeichnung *Wolke* nimmermehr zutrifft.[73]) — Den gleichen Fehler treffen wir in einem anderen Epigramme (Anth. Pal. VII 745), das den Antipater von Sidon zum Verfasser hat. Seinen Inhalt bildet die Geschichte der Kraniche des Ibykus.[74]) *Ibykus,* so apostrophiert der Verfasser den toten Dichter, *Räuber haben dich ermordet, als du einst, von der Insel her auf dem Festlande angekommen, durch einsame, unbetretene Gegenden wandertest. Doch vor deinem Tode riefest du eine Wolke von Kranichen an, die dir als Zeugen erschienen, als du auf die schmerzlichste Weise dahinsterben musstest. Und nicht vergeblich war es, dass du zu ihnen emporriefest; denn die strafende Erinnys wusste durch das Geschrei dieser Vögel im Lande des Sisyphus (d. h. in Korinth) deinen Mord zu rächen.*[75]) Das übrige ist eine Verwünschung der Mörder, die nicht bedacht hätten, dass auch Aegisth, der einen Sänger getötet hatte, der Rache der Erinnyen nicht entging.[76]) Die *Wolke* von Kranichen ist natürlich eine Schar dieser Vögel, die auf dem Zuge den Schauplatz der Untat überflog. Der Verfasser dieses Epigrammes, das älter zu sein scheint als das vorher zitierte,[77]) gebraucht den Ausdruck *Wolke* formelhaft als Nachahmer Homers, ohne die schlimme Folge dieser Übertragung, ein Abweichen von der Naturtreue, zu ahnen. Auch Schiller hat in seinen „Kranichen des Ibykus“ keine glückliche Wendung für die Charakteristik der

vorüberziehenden Kranichschar gefunden. Denn ihr *schwärzliches Gewimmel* ist nicht viel naturwahrer als die *Wolke* des Antipater. Doch mag unserem heimischen Dichter der Umstand zu gute kommen, dass in Deutschland die Gelegenheit, ziehende Kraniche zu beobachten, sich viel seltener bietet als in Griechenland.

Dass auch die Wetterkundigen auf das Erscheinen und Benehmen der Kranichzüge achteten, ist bei dem Interesse der Griechen für diese auffallenden Vögel selbstverständlich.[78]) An drei Stellen zieht Arat aus dem Kranichzuge einen Schluss auf das eintretende Wetter. V. 1010 ff. erwähnt er den Kranich unter den Vorboten guten Wetters nach vorausgegangenem Sturm mit den Worten: *Und wohl werden die Kraniche vor sanfter Windstille insgesamt eine einzige Zugrichtung sicher einhalten und bei heiterem Himmel sich nicht rückwärts treiben lassen.*[79]) Dagegen bilden Kranichscharen, die auf dem Zuge umkehren, ein Vorzeichen von Sturm: *Dann ziehen die langen Reihen der Kraniche nicht den gleichen Pfad in der Höhe fort, sondern sich umkehrend wenden sie sich rückwärts* (v. 1031 f.).[80]) Das Phänomen der Zugunterbrechung bezw. Umkehr, das auch in unseren Breiten zuweilen beobachtet wird, ist also dem Dichter nicht unbekannt. (Vgl. Ael. N. A. III 14.) Endlich gibt Arat v. 1075 ff. noch eine andere hierher bezügliche Wetterprognose: *Es freut sich auch der Kranichherden der herbstliche Pflüger, wenn sie zur rechten Zeit kommen; noch mehr aber, wenn sie verspätet eintreffen. Denn auf dem Fusse ziehen die Winterstürme den Kranichen nach. Wenn diese daher früh und mehr dichtgedrängt erscheinen, so stellt sich auch in Bälde der Winter ein; wenn sie dagegen, spät und nicht scharenweise angekommen, längere Zeit auf dem Durchzuge sich aufhalten und sich mehr vereinzelt zeigen, so wird durch den Aufschub des Winters die spätere Feldarbeit gefördert.*[81]) Arat schliesst also aus dem früheren oder späteren Eintreffen der Kraniche auf den entsprechenden Beginn des Winters. Dabei liegt die poetische Vorstellung zugrunde, dass der Winter den Kranichen nachzieht, womit nur die Tatsache umschrieben wird, dass diese Vögel ein feines Vorgefühl für das Wetter besitzen. Dieselbe Annahme treffen wir übrigens noch heutzutage: Aus der frühen Abreise der Störche, aus dem zeitigen Durchzuge der Wildgänse und Kraniche prophezeit man auch bei uns einen frühen und strengen Winter.

Eine Reihe anderer Dichterstellen zeigt uns den Kranich, ohne direkt seinen Zug zu schildern, als herbstlichen Gast in Griechenland oder in den benachbarten Ländern. Ohne Angaben der Jahreszeit schildert Homer (Il.

II 459 ff.) das Benehmen dieser und ähnlicher Wandervögel an einem Flusse Kleinasiens: *Wie grosse Scharen von flugschnellen Vögeln,*[82]*) von Gänsen oder Kranichen oder langhalsigen Schwänen, auf der Asischen Flur an der Strömung des Kayster bald hierhin, bald dorthin fliegen, mit den Schwingen prangend, indem sich unter Geschrei die einen vor den andern niederlassen, sodass die ganze Flur von Getön erfüllt ist: so ergossen sich der Griechen volkreiche Scharen von den Schiffen und den Gezelten in die Ebene des Skamander.*[83]) Der Kern des Vergleiches liegt in dem individuenreichen, lärmenden Gewimmel, das einerseits bei den Vogelscharen am Kayster, anderseits bei den am Skamander aufmarschierenden Heeresmassen der Griechen herrscht. Rühmenswert ist neben der poetischen Schönheit des Bildes auch die Naturwahrheit der Darstellung. Die Unruhe solcher Vogelscharen, die einander immer wieder überfliegen, um zu neuen Weideplätzen zu gelangen, der Glanz des Schwanengefieders, das Geschrei der Gänse und Kraniche,[84]) alles dies ist vortrefflich wiedergegeben und vereinigt sich zu einem prächtigen Gesamtbilde. Der Anteil der Kraniche an diesem reichen Vogelleben beruht vor allem auf ihrer grossen Menge und ihrem unruhigen Wesen, sodann auf dem lauten Geschrei, das sie vereint mit den Gänsen, im Gegensatze zu den Schwänen, hören lassen. — Ein schwacher Abglanz von der poetischen Pracht dieser Verse fällt auf eine andere Stelle Homers (Il. XV 690 ff.), die dem skizzenhaft wiederholten Grundrisse des gleichen Bildes einen neuen Zug in knappster Linienführung hinzufügt. Der Dichter vergleicht hier den Hektor, wie er auf die Schiffe der Achäer losstürmt, mit einem Adler, *der losfährt auf einen Schwarm von flugschnellen Vögeln, die an einem Flusse weiden, von Gänsen oder Kranichen oder langhalsigen Schwänen.*[85]) Wir sehen, wie die friedliche Bewegung des vorigen Naturbildes durch das Erscheinen eines mächtigen Feindes, des Adlers, auf einmal in eine Szene des Schreckens verwandelt wird. Freilich hat der Dichter diese Veränderung nur angedeutet, ohne den lohnenden Vorwurf weiter auszumalen. Auch hier weiden die Scharen der Wandervögel an einem Flusse, eine Situation, die ganz der Natur entspricht; denn an den sumpfigen Ausflüssen der grossen Ströme Joniens finden solche Massen müder und hungriger Vögel auch heute noch am ehesten Ruhe und ausreichende Nahrung.[86])

Es gibt aber noch eine andere Nahrungsquelle für die durchziehenden Wandervögel; das sind die Werke des menschlichen Fleisses, die Wein- und Feigenpflanzungen sowie die neu bestellten Felder, auf denen die Saat eben zu keimen beginnt. Werden die süssen Früchte des Südens mehr von den beeren-

fressenden Kleinvögeln gezehntet, so bilden die jungen Saaten eine ergiebige Weide für Dohlen, Krähen, Stare, Gänse und Kraniche. Wenn also der Landmann nicht den Ertrag seiner Arbeit gefährdet sehen will, so ist er darauf angewiesen, zum Schutze seiner Feld- und Baumfrüchte Abwehrmassregeln zu treffen.

Mit der Darstellung dieser Verhältnisse, soweit der Kranich daran beteiligt ist, befassen sich vier Fabeln. In der 26. Fabel erzählt Babrius ungefähr folgendes: *Kraniche weideten auf dem Felde eines Bauern, das kürzlich mit Weizensaat bestellt worden war. Der Landmann versuchte sie längere Zeit dadurch zu verscheuchen, dass er eine leere Schleuder schwang. Bald aber merkten die Kraniche diese List und flohen nicht mehr, bis jener sein Verhalten änderte und wirklich Steine warf. Als nun mehrere verwundet wurden, verliessen sie das Feld und krächzten: „Lasst uns davoneilen ins Land der Pygmäen! Denn offenbar will uns der Mann nicht mehr bloss in Schrecken setzen, sondern er fängt an, zu Taten überzugehen“.*[87]) — Erscheint hier der Kranich als ein schlauer Vogel, der leere Schreckmittel leicht von wirklichen Nachstellungen unterscheiden lernt — was ganz mit der Wirklichkeit übereinstimmt —, so schildert Fabel 421 die *auf einer Flur weidenden* Kraniche als ungemein fluggewandte Vögel, denen es bei Wahrnehmung eines nahenden Feindes wegen ihres geringen Gewichtes eine Leichtigkeit ist, sich vom Boden zu erheben und in Sicherheit zu bringen, während die schwerfälligen Gänse bei dieser Gelegenheit gefangen werden — eine Gegenüberstellung, über deren Berechtigung wir später zu sprechen haben. — Eine andere, allgemein bekannte Fabel, die uns in Prosa (100 und 100b) und in Versen (Babrius 13) überliefert ist, berichtet, wie unter saatverwüstenden Kranichen ein Storch gefangen wird und trotz seiner Entschuldigungen den Tod erleidet, nach dem Grundsatze: „Mitgefangen, mitgehangen.“ Trotz dieser Gemeinsamkeit des Stoffes weisen die drei Bearbeitungen doch einige anziehende Einzelzüge auf. In Fab. 100 nennt sich der Storch zu seiner Entschuldigung *das frömmste Geschöpf,* weil es seinen Vater ehre und ihm diene. In Fab. 100b verweist er nicht auf seine sprichwörtliche Pietät, sondern auf den Nutzen, den er durch Vernichtung von Schlangen und anderen Kriechtieren dem Menschen gewähre. Babrius zeichnet die Sachlage am Beginne seiner Darstellung auf folgende Weise: *In den Furchen seines Saatfeldes hatte ein Landmann dünne Schlingen befestigt und darin Kraniche, die Feinde der Saat, gefangen.* V. 5 entschuldigt sich der Storch: *„Ich bin kein Kranich; ich verderbe die Saat nicht.“* Er nennt sich das frömmste Geschöpf, das seinen Vater pflege und in der Krankheit warte. Der Vogelfänger erwidert:

„Storch, an welcher Lebensführung du deine Freude hast, weiss ich nicht; nur soviel weiss ich, dass ich dich mit denen fing, die meine Werke zerstören. Also wirst du auch mit denen zugrunde gehen, mit welchen du gefangen wurdest“.[88]) Obwohl in dieser Fabel der Storch die Hauptfigur bildet, so wird doch auch das schädliche Gebaren des Kranichs darin beleuchtet und zwar von zwei Seiten: direkt durch die kurze, aber vielsagende Bezeichnung dieses Vogels als *Feind der Saat*, indirekt durch die in der Entschuldigungsrede des Storches enthaltenen Hinweise auf den schädlichen Verwandten. — In der 33. Fabel des Babrius endlich ist die Rede von den Verwüstungen, die ein ungeheurer Schwarm von Krähen und Staren zur Zeit des Unterganges der Plejaden auf einem frisch bestellten Weizenfelde anrichtete, und von einer List, durch die es dem Landwirte gelang, viele dieser Schädlinge zu verwunden oder zu töten. Während die übrigen fliehen, *begegnen ihnen Kraniche und fragen sie nach dem Geschehenen.*[89]) Diese Begegnung ist natürlich keine zufällige, sondern sie wird durch den Umstand veranlasst, dass die Kraniche denselben Weideplätzen nachgehen wie die vertriebenen Krähen und Stare. Bei der Selbstverständlichkeit der Situation brauchte sie der Dichter nicht weiter zu begründen. — Soweit die Fabeln!

Dasselbe Motiv, wenn auch in anderer Verflechtung, klingt aus zwei Epigrammen der griechischen Anthologie wieder. In dem einen (Anth. Pal. VI 109), das den Autornamen des Antipater von Sidon trägt, weiht ein Jäger dem Pan seine abgenützten Fangwerkzeuge, darunter auch *das Netz, die Halsschlinge schreilustiger Kraniche;*[90]) das andere (VII 172), von demselben Verfasser, ist die Grabschrift eines Mannes, der sich rühmt, die Kraniche und Stare, welche in wolkenähnlichen Scharen die Saatfelder verwüsteten, mit der Schleuder abgewehrt zu haben. Es beginnt mit den Worten: *Ich, der ehemals sowohl Stare als auch die Räuber der Saat, hochfliegende bistonische (d. h. thrazische) Kraniche fernzuhalten wusste . . .*[91]) Neben dem Ausgangspunkte der Darstellung, der Schädlichkeit des Kranichs auf dem Herbstzuge und seinem dadurch veranlassten Fange, figurieren in diesen Epigrammen zwei altgewohnte Merkmale seines Wanderzuges, sein Geschrei und sein hoher Flug.

Zu der gleichen Auffassung könnte eine Stelle des Theokrit (X 30 f.) verleiten, an der ein Hirte seinem Mädchen die Rastlosigkeit seines Liebeswerbens durch mehrere ihm naheliegende Gleichnisse ins rechte Licht zu stellen sucht. *Die Ziege*, so ruft er aus, *geht dem Klee nach, der Wolf der Ziege, der Kranich dem Pfluge, ich aber bin ganz in dich vernarrt.*[92])

Fritzsche wenigstens verweist in seiner Ausgabe auf das vorher besprochene Epigramm (Anth. Pal. VII 172), in dem der Kranich als Saaträuber erscheint. Wie unrichtig diese Auffassung ist, lässt sich schon daraus erkennen, dass Theokrit den Kranich hinter dem Pfluge, nicht hinter dem Säemann einhergehen lässt. Ausserdem würde der Vogel das eben ausgeworfene Getreide nicht aufnehmen, sondern warten, bis die Körner keimen und dadurch weich und bekömmlich werden. Was sucht nun der Kranich hinter dem Pfluge? Natürlich die bei dieser Arbeit durch das Umlegen der Erdschollen zu Tage geförderten Insekten und Würmer. Seine Tätigkeit ist also hier eine ebenso nützliche wie die der Krähen und Stare, wenn sie frisch umgeackerte Felder abgehen. Merkwürdig ist freilich an dieser Stelle, dass der Kranich als ein zutraulicher Vogel auftritt, während er sonst im allgemeinen als scheu und vorsichtig gilt. Doch wird auch dieser Zug wohl richtig beobachtet sein; denn dem arbeitenden Landmanne gegenüber sind auch andere Vögel viel zutraulicher, als es sonst ihre Art ist. Sie wissen eben aus Erfahrung, dass es bei dieser Beschäftigung weder in seiner Absicht noch in seiner Macht liegt, ihnen Schaden zuzufügen.

Als harmloser Spaziergänger endlich erscheint der Kranich in dem 10. frg. des Komödiendichters Aristophon (aus dem Πυθαγοριστής). Hier wird in mehreren Versen ein lächerlicher Nachahmer des Pythagoras verspottet, indem er wegen seiner abgehärteten und frugalen Lebensweise sowie wegen seines Schmutzes mit verschiedenen Tieren verglichen wird, darunter auch mit einer Amsel und einem Kranich. *Er ist,* so wird v. 5 von diesem Pythagoristen gesagt, *wenn es sich darum handelt, unter freiem Himmel die Kälte des Winters zu ertragen, einer Amsel vergleichbar,* und (v. 8 f.) *wenn es darauf ankommt, unbeschuht in der Frühe herumzuspazieren, tut er es einem Kranich gleich.*[93]) Man sah eben die Kraniche zur Zugzeit in aller Frühe auf Feldern und Wiesen umherschreiten und diese ihre Beschäftigung wurde ebenso verschieden ausgelegt, als sie für den Menschen von positivem oder negativem Werte oder auch, wie hier, bloss von naturkundlichem Interesse war.

Es bleiben uns noch zwei sagenhafte Elemente des Kranichzuges zu besprechen: der Pygmäen-Mythus und die Annahme der Kranichsteine.

Für den genannten Mythus bildet das älteste Zeugnis die schon oben besprochene Stelle Homers (Il. III 2 ff.), an der als Ziel des herbstlichen Kranichzuges das Land der Pygmäen an der Strömung des Ozeans angegeben ist, dessen Bewohnern die Kraniche Tod und Verderben bringen. *Noch in der Morgen-*

frühe, so fügt der Dichter hinzu, *beginnen sie dann verderblichen Streit.* Die Zeitangabe ist für die Auffassung unserer Stelle nicht ohne Bedeutung. Die kampflustigen Vögel können nach ihrer Ankunft im Pygmäenlande den Ausbruch der Feindseligkeiten kaum erwarten. Die Nacht hält ihren Eifer zurück; sobald aber der Tag anbricht, gehen sie zum Angriffe über.[94]) — Unter den kleineren homerischen Gedichten wird ferner eines erwähnt, das den Namen Γερανομαχία (Kranichkrieg) führte. Es hatte scherzhaften Charakter und wird mit der erhaltenen Βατραχομυομαχία (dem Frosch-Mäusekrieg) verwandt gewesen sein.[95]) Als Gegner der Kraniche traten jedenfalls die Pygmäen auf; dies ist die nächstliegende Beziehung, die wir zu entdecken vermögen. Der Titel des Gedichtes sollte also vollständiger heissen: Γερανοπυγμαιομαχία (Kranich-Pygmäenkrieg). Warum die abgekürzte Bezeichnung üblich wurde, vermag ich nicht zu sagen. — Aus der Blütezeit der Lyrik und des Dramas fehlen poetische Belegstellen für unsere Sage. Dass sie aber noch bis in die Kaiserzeit hinein im Volksbewusstsein lebendig war, beweist ausser mehreren Prosastellen[96]) ein durch seine Kürze charakteristischer Hinweis in der oben erwähnten 26. Fabel des Babrius, in der die Kraniche, von einem Landmann durch Steinwürfe verscheucht, ausrufen: „*Lasst uns davoneilen ins Land der Pygmäen!*“[97]) Dabei schwebte dem Dichter wohl der Gedanke vor, dass die Kraniche mit diesen Gegnern leichter fertig werden als mit den durch ihre List überlegenen Normalmenschen. — Ebenso sind zwei Epigramme der griechischen Anthologie Belege für das Fortleben der Pygmäen-Sage. In dem einen (Anth. Pal. XI 265) überschüttet Lukillius einen kleingewachsenen Menschen mit höhnischen Bemerkungen. Er würde bloss zu einem Kampfe gegen Heuschrecken, Mücken, Mäuse, Flöhe oder Frösche passen, nicht aber zu einem Kriege gegen Männer. Das Gedichtchen schliesst mit den Worten: *Die Römer aber haben keinen Krieg gegen Kraniche zu bestehen,*[98]) d. h.: Die Römer sind keine Pygmäen, sondern stattliche, mannhafte Krieger. Der verspottete Mensch wird demnach als ungeeignet zum römischen Kriegsdienste bezeichnet. — Das andere, noch spätere Epigramm (Anth. Pal. XI 369, zweizeilig), das den Iulianus Antecessor zum Verfasser hat, ist ebenfalls auf einen solchen zwergenhaft gebauten Menschen gemünzt, der darauf angewiesen ist, sich innerhalb der Stadt zu halten, damit er nicht etwa beim Spazierengehen von den Kranichen für einen Pygmäen gehalten und angegriffen wird. *Wenn du sicher wohnen willst,* so lautet der spöttische Rat des Dichters, *so bleibe in der Stadt, damit dich nicht ein Kranich, der sich gerne am Pygmäenblut erlabt,*

verletze![99]) In diesen, wie auch in anderen, verwandten Epigrammen der Anthologie ist der satirische Grundgedanke mit so grossem Behagen ausgemalt, dass man daran zweifeln kann, ob diese boshaften Spottverse wirklichen Personen als Xenien zugedacht waren, oder ob sie nur der scherzhaften Idee zuliebe entstanden sind. Das aber können wir mit Sicherheit daraus erkennen, dass es in der späteren Zeit üblich war, körperlich zu kurz geratene Menschen mit Pygmäen zu vergleichen oder auch wohl nach ihnen zu benennen, und dass die Dichter gelegentlich mit dem Gedanken spielten, als ob sich auch diese Pseudo-Pygmäen vor der verderblichen Feindschaft der Kraniche zu hüten hätten. — Eine interessante Stelle finden wir endlich bei Oppian, Hal. I 620 ff. Dieser Dichter vergleicht die unzähligen Scharen von Fischen, die zur Eierablage das Schwarze Meer aufsuchen, mit den Zügen der Kraniche: *Wie wenn von Äthiopien und von den Strömungen Ägyptens (d. h. dem Nil) eine hochfliegende Schar von Kranichen, aus luftiger Höhe herabrufend, einherzieht auf der Flucht vor dem schneereichen Hange des Atlas und seinem Winterwetter sowie vor den schwächlichen Geschlechtern der ohnmächtigen Pygmäen, wobei die ausgedehnten Schwärme in reihenförmigem Fluge die Luft verdunkeln und unwandelbar ihre Linie einhalten: so durchschneiden dann unzählige Scharen von Fischen die weite Flut des schwarzen Meeres.*[100]) Hier ist zwar die Schilderung der ziehenden Kraniche sehr hübsch und naturgetreu; aber im übrigen sind alle Verhältnisse geradezu auf den Kopf gestellt. Aus der Flucht vor dem nordischen Winter wird eine Flucht vor dem schneereichen südlichen Atlas und seinem Winterwetter; aus dem kriegerischen Zuge ins Pygmäenland wird ein Rückzug vor Gegnern, die im selben Atemzuge als schwächlich und ohnmächtig bezeichnet werden. Was ist die Ursache so gewaltsamer Veränderungen? Der Dichter vergleicht den nordostwärts gerichteten Zug der laichenden Fische mit dem Zuge der Kraniche. Deshalb gibt er auch diesem die gleiche Richtung, d. h. er setzt statt des Hinzuges den Heimzug ein. Er schildert jedoch diesen, trotz der abweichenden Auffassung, mit denselben Kunstmitteln, wie sie die früheren Dichter ihm an die Hand gaben. So will er auch die „Flucht vor dem Winter" und die Pygmäensage nicht beiseite lassen. Aus diesem Zwiespalte der Gesichtspunkte erklärt sich, ähnlich wie bei Eur. Hel. 1478 ff., die Verworrenheit des Bildes, das der Dichter entwirft.

Wer sind nun die Pygmäen? Wie schon aus der Homerstelle, noch deutlicher aber aus den drei letzten Zitaten hervorgeht, stellten sich die Alten unter diesem Namen ein Zwergengeschlecht vor, dessen Wohnsitz sie an den süd-

lichsten Rand der Erde verlegten. Über die angenommene Grösse dieser Zwerge belehrt uns die Etymologie. Das Wort Πυγμαῖοι ist abzuleiten von πυγμή, die Faust, und bedeutet demnach soviel wie „Fäustlinge“ d. h. Männlein, die nicht grösser sind als eine Faust.[101]) Eine andere Ableitung dieses Namens geben die Scholien zu Homer Il. III 6, indem sie ihn auf πυγών d. h. Abstand vom Ellenbogen bis zu den Fingern zurückführen.[102]) Darnach hätten die Pygmäen ungefähr die Länge einer Elle erreicht. Letztere Ableitung wurde zwar in der späteren Zeit, wie es scheint, allgemein angenommen, hat aber die etymologische Akribie gegen sich und würde ausserdem die sprachliche Bezeichnung dieser Zwerge viel weniger prägnant erscheinen lassen. Wir werden also dabei bleiben, dass der Name Pygmäen, wenigstens für die Zeit der Entstehung und Ausbildung dieser Sage, so viel bedeutet wie „Fäustlinge“, und werden diese Bezeichnung nicht mit Unrecht mit unserem „Däumling“ vergleichen.

Wollen wir nun die Pygmäen als reine Phantasiegebilde betrachten oder mit menschenähnlichen Tiergestalten vergleichen[103]) oder endlich auf gewisse Anomalien im Körperbau bestimmter Volksstämme zurückführen? Für das letztere Auskunftsmittel spricht Aristoteles H. A. VIII 12, 3. Der Philosoph behauptet nämlich, die Sache sei kein blosser Mythus, sondern es gebe im Ursprungslande des Nils wirklich ein Zwergengeschlecht, das in Höhlen wohne und auch kleine Pferde besitze. Vgl. Strabo, Geogr. I C. 35 und 42, XVII C. 821; Pompon. Mel. III 8,81. Diese Notizen scheinen allerdings auf eine dunkle Überlieferung zurückzugehen, die aus dem Innern Centralafrikas über Ägypten nach Griechenland gelangte und in der neuesten Zeit durch die Forschungsreisen Schweinfurths[104]) und anderer, zuletzt durch Stuhlmann (in seinem Buche „Mit Emin Pascha ins Herz von Afrika“, Berlin 1894) bestätigt worden ist. In der Tat gehen z. B. die Akka, der bekannteste unter diesen Volksstämmen — zwischen 2° und 3° nördlicher Breite —, nie über 1,50 m Körperhöhe hinaus, während das Mittel zwischen 1,24 und 1,40 m schwankt. Sie stehen also allerdings bedeutend unter dem normalen Körpermasse. Als wirkliche Zwerge, im Sinne der Sage, sind sie aber trotzdem nicht anzusprechen. Es ist überhaupt sehr fraglich, ob der Mythus von den Fäustlingen, der schon bei Homer als bekannt vorausgesetzt wird, auf diese anthropologische Merkwürdigkeit zurückgeführt werden kann. Denn dass Homer, dessen geographischer Gesichtskreis doch so beschränkt war, aus Centralafrika Nachrichten über die Körpergrösse der dortigen Volksstämme erhalten haben sollte, lässt sich kaum annehmen.[105])

Bezüglich des Aristoteles besteht dieses Bedenken freilich nicht. Aber der berühmte Polyhistor hatte ja den Pygmäen-Mythus nicht erfunden, sondern er versuchte ihn bloss durch seine erweiterten geographischen und naturhistorischen Kenntnisse zu erklären. Zur Zeit der Entstehung des Mythus werden wir ganz andere, viel beschränktere Verhältnisse im Völkerverkehre anzunehmen haben. Wenn dagegen spätere Autoren die Wohnsitze der Pygmäen nach Indien,[106]) nach Thrazien[107]) oder gar in den äussersten Norden, in die Gegend von Thule,[108]) verlegen, so ist dies nur ein Beweis dafür, dass es auch in dieser Zeit nicht gelingen wollte, die Existenz des fraglichen Zwergenvolkes nachzuweisen, sodass man auf ein planloses Herumraten angewiesen war. Deutlich zeigt sich dabei das Bestreben, die angegebene Örtlichkeit in möglichst ferne oder schwer zugängliche Länder zu verlegen. So bot sich ja die meiste Aussicht, Zusammenstösse mit der kontrastierenden Wirklichkeit zu vermeiden.

All diesen widerspruchsvollen Angaben gegenüber glaube ich, dass die Pygmäensage nur aus der Grundidee des Kranichzuges begriffen werden kann; denn dass es diese Erscheinung ist, deren mächtiger Einwirkung auf die Phantasie des Beobachters die genannte Sage ihre Entstehung verdankt, scheint mir ausser Zweifel zu stehen. Aus dem inneren Dialoge: „Was tun die ziehenden Kraniche?“ „Sie bringen den Winter.“ „Wohin?“ „Nach dem Süden!“ und aus dem Eindrucke kriegerischer Wehrhaftigkeit, den diese Vögelzüge unwillkürlich hervorriefen, hat sich in uralter Zeit der Mythus zusammengesetzt und entwickelt. Die Kraniche ziehen dem Winter voran, der vom Norden, von der Mitternacht ausgehend das Leben in der Natur durch Abnahme des Lichtes und der Wärme, durch Schnee und Regenschauer überwindet.[109]) Sie sind seine Vorboten und deshalb nach der ursprünglichen Volksmeinung auch seine Vorkämpfer. Zu dieser Rolle berief sie in erster Linie ihre nahezu militärische Zugordnung, das Abbild eines keilförmig anrückenden Schlachthaufens, sodann ihr rauhes lärmendes Geschrei, endlich ihr spitziger, lanzenähnlicher Schnabel.[110]) Auf der anderen Seite sind die Pygmäen als das am weitesten gegen Süden versetzte Volk die Repräsentanten des Gegenteils: der Sonnenwärme, des Mittags, des Südens. Sie kämpfen gegen die Vortruppen des heranrückenden Winters, aber vergeblich. Warum jedoch sind diese Südmänner von der Volkssage zu Fäustlingen verkleinert worden? Denken wir an andere Mythen der indogermanischen Völker, so finden wir, dass die naive Phantasie ihrer Urheber die wundersamsten Schöpfungen ihrer Erfindungskraft gern in die entlegensten Gebiete der Erde ver-

legt. Je weiter ein Gegenstand entfernt ist, um so sicherer fällt er in die Sphäre der Übertreibung: Entweder wächst er zu riesenhafter Grösse heran, oder er schrumpft zu zwergenhafter Kleinheit zusammen, oder er zeigt auch andere von der gewöhnlichen Erscheinungsform abweichende, wunderbare Merkmale. Es ergeht der Phantasie dabei ebenso wie dem menschlichen Auge, das auf weitere Entfernung die Sicherheit des Abschätzungsvermögens verliert. Im Falle der Pygmäen war die Kleinheit der Gestalt von vorneherein vorauszusetzen, da sie als unterliegende Gegner der Kraniche gedacht sind. So dürfen wir uns nicht wundern, dass sie als Liliputaner geschildert werden. Dass aber die siegreichen Vögel nach kurzer Zeit schon wieder das eroberte Land verlassen und anderseits die Pygmäen ihre gelichteten Reihen wieder ergänzen, um sich dem Ansturme der Feinde von neuem zu widersetzen, diese nach der Seite der Logik unverständliche, alljährlich wiederholte Fortsetzung des ungleichen Kampfes ist nichts anderes als eine Folge des ewigen Kreislaufes der Natur, dem die Sage wohl oder übel Rechnung tragen musste.[111])

Aus diesem Gedankengange versuche ich mir die Entstehung der Pygmäensage zu erklären. Was die Alten selbst zur Lösung dieses Rätsels beitragen, ist herzlich wenig. Denn die alberne Verwandlungsgeschichte, die Boios (bei Athen. IX 393 e) zu diesem Zwecke erfunden hat, ist kaum der Erwähnung wert.[112]) Im übrigen interessierten sich die alten Schriftsteller wohl für die Wohnsitze der Pygmäen, für die Art ihrer Kämpfe und ähnliche Nebensachen; den Urgrund der Sage dagegen liessen sie ohne weiteres auf sich beruhen.

Noch eine andere Merkwürdigkeit spielt in diesen Vorstellungskreis der Alten hinein, die Fabel von den Kranichsteinen. Für diese weit verbreitete Annahme finden wir in der erhaltenen poetischen Literatur freilich nur drei sichere Belegstellen, von denen zwei in den „Vögeln“ des Aristophanes stehen.[113]) Können wir sie demnach auch nicht als ein fruchtbares Motiv der griechischen Dichtung bezeichnen, so erfordert doch das rein sachliche Interesse eine eingehendere Behandlung der Frage.

An der ersteren Stelle des Aristophanes (Av. 1136 f.) berichtet der Bote dem Ratefreund über den Bau der Vogelstadt durch die „Hände“ der Vögel. Verschiedene witzig charakterisierte Vogelarten arbeiten am Baue der Mauern mit, darunter auch *gegen 30000 Kraniche aus Libyen, die Fundamentsteine verschluckt hatten.*[114]) Man sieht aus der gedrängten Ausdrucksweise dieser Stelle, dass der Dichter die Vertrautheit seiner Zuhörer mit dem angedeuteten Gegenstande

voraussetzen durfte. Dagegen liegt die witzige Pointe der Stelle keineswegs darin, dass es, wie Droysen meint, Fabelsteine sind, aus denen die neue Phantasiestadt aufgebaut wird. Denn dem klassischen Altertum galten die Kranichsteine nicht als ein Produkt der Fabel, sondern als eine verbürgte Tatsache. Aufklärung über die einschlägigen Ansichten geben uns die Scholien. Sie sagen nämlich zu dieser Stelle: „Durch die Höhe ihres Fluges und die gerade Richtung ihres Dahinstürmens werden die Kraniche am Abwärtssehen verhindert. Deshalb tragen sie Steine bei sich, um sie, wenn sie vom Fluge ermüdet sind, hinabzuwerfen und dadurch zu erkennen, ob sie über Meer oder Land fliegen. Fällt nun der Stein in das Meer, so fliegen sie weiter; fällt er dagegen auf festes Land, so lassen sie sich zur Ruhe auf den Boden nieder.“ Einen anderen Erklärungsversuch bieten uns die Scholien zu der zweiten Stelle des Aristophanes (Av. 1428 f.). Hier ist die Situation folgende: Unter den vielen Bittstellern, die sich bei Ratefreund aus Anlass seiner Stadtgründung vorstellen, meldet sich auch ein Sykophant, der um Federn bittet, damit er auf den Inseln, die zum attischen Bunde gehören, herumschwärmen könnne: *„Mit den Kranichen,“* ruft er, *„will ich sodann von dort wieder heimkehren, nachdem ich statt eines Ballaststeines viele Prozesse hinuntergeschluckt habe“*.[115]) Eine witzige Zusammenstellung! Mit den Kranichen will der Sykophant nach der prozesslustigen Heimatstadt zurückeilen, aber nicht, wie diese, mit einem Ballaststeine beladen, sondern mit einer Menge von chikanösen Anzeigen gegen vermögliche Bundesgenossen in der Tasche, wodurch er im Verlaufe der Verhandlungen viel Geld zu verdienen hofft. Zu dieser Stelle geben die Scholien, wie gesagt, einen anderen Lösungsversuch des Problems der Kranichsteine. Sie behaupten nämlich: „Oft führen die Kraniche die Steine auch als Stütze (στηρίγματος ἕνεκα) mit, um durch die Winde nicht aus der Bahn geworfen zu werden,“ d. h. um ihre Schwere zu erhöhen und das Gleichgewicht besser herzustellen. Diese Angabe beruht auf der Vergleichung des die Luft durchfliegenden Vogels mit einem über das Meer segelnden oder geruderten Schiffe. Dies ist eine nicht ungebräuchliche Parallele, von der sich im poetischen Sprachgebrauche mehrere Spuren nachweisen lassen.[116]) Wie also die Seefahrer ihr Schiff, falls ihnen die Ladung zu leicht erscheint, absichtlich mit Steinen oder Sandsäcken beladen, um es gegen den Andrang der Wogen besser zu sichern, so belädt sich auch der Kranich nach der Ansicht der Alten mit einem Steingewichte, um von den Stürmen des Luftmeeres nicht widerstandslos umhergeschleudert zu werden — eine kindliche Ansicht, die dem grossartigen Mechanismus

der Natur durch kleinliche Mittelchen nachhelfen zu müssen glaubt.[117]) Ein spätes Zeugnis für die gleiche Auffassung haben wir bei Nonnus, Dionys. XL 515 ff. Es handelt sich hier um die Erfindung des Schiffsbaues und der Anwendung von Ballaststeinen: *Sie ahmten den unerschütterlichen Zug der Kraniche nach, die als Beistand auf ihrem Pfade einen lastenden Stein im Schlunde mit sich tragen, damit nicht ihre leichten Schwingen beim Fluge ein Wind vom rechten Wege abbringe.*[118])

Noch sonderbarer ist freilich die an erster Stelle angeführte Meinung, welche die Kraniche während ihres Fluges für unfähig erklärt, Meer und Land mit den Augen zu unterscheiden, während sie mit den Ohren imstande sein sollen, aus dem Klange des auffallenden Steines sich über die Beschaffenheit der Gegend, die sie überfliegen, zu vergewissern. Das ist natürlich die dürrste Schulpedanterie! Doch hat auch sie eine wenn auch noch so kurze Berührungslinie mit der Erscheinung des wirklichen Lebens. Der Kranich pflegt nämlich, wie viele andere Sumpf- und Schwimmvögel, mit weit vorgestrecktem Halse zu fliegen und aus diesem Sachverhalte mochte der Urheber dieser Erklärung die Folgerung ableiten, dass der Vogel, wenn er nicht das Gleichgewicht verlieren wolle, seinen Hals und Kopf nicht im geringsten nach abwärts richten dürfe — wieder ein Beweis dafür, dass alle Theorie grau ist. — Auf diese Vorstellung wird bei Suidas eine aparte sprichwörtliche Redensart zurückgeführt. Nach ihm gebrauchte man nämlich von vorsichtigen Menschen die umschreibende Bezeichnung *Kraniche, die Steine verschluckt haben.*[119])

Eine andere Art von Kranichsteinen ist, wie es scheint, erst später in der antiken Naturgeschichte zur Geltung gekommen.[120]) Während nämlich die älteren Autoren von der Meinung ausgingen, dass der Kranich den Stein im Magen[121]) mit sich trage, was aus dem stehenden Ausdrucke, dass der Stein „verschluckt“ wird, zur Genüge hervorgeht, bildete sich in der Folgezeit daneben die Ansicht, der Kranich trage den Stein mit dem einen emporgehaltenen Fusse, wenn er, als „Schildwache“ zur Sicherung der weidenden Gefährten aufgestellt,[122]) sich um jeden Preis des Schlafes erwehren wolle. Vgl. Plin. X 23 (30); Plut. Sol. Anim. X, XXIX; Ael. N. A. III 13.[123]) So wurde der „Kranich mit dem Steine“ — ungeachtet der lächerlichen Naivität des Bildes — ein Symbol der Wachsamkeit.[124]) Noch bis ins 19. Jahrhundert hinein wurde er demzufolge in Naturgeschichten und Bilderbüchern dargestellt, wie er, auf einem Fusse stehend, in den Klauen des anderen Fusses einen Stein hält, und als Wappentier wird er in dieser Situation noch lange Zeit für das alte Märchen zeugen.[125])

Nun zu dem springenden Punkte bei der ganzen Frage! Woraus entstand die Annahme der Kranichsteine? Hier glaube ich eine einfache Lösung vorschlagen zu können, zu welcher der Aristophanische Ausdruck καταπεπωκυῖαι den Schlüssel bietet. Die Griechen müssen überzeugt gewesen sein, dass die Kraniche Steine verschlucken.[126]) Wie können sie nun zu dieser Beobachtung gelangt sein? Einfach durch das Öffnen des Magens erlegter Kraniche! Dass diese Vögel häufig gefangen und getötet wurden, geht aus den oben erwähnten Fabeln und Dichterstellen hervor. Dass man sie aber auch verspeiste, ist von vorneherein äusserst wahrscheinlich und wird durch zwei Komikerstellen (Epicharm. frg. 65 [127]) und Anaxandrides frg. 41 v. 66) ausdrücklich bestätigt. Freilich zählte der Kranich, wie aus der ersteren Stelle hervorgeht, keineswegs zu den Leckerbissen und wird wohl meistens nur die Tafel einfacher Leute „geziert" haben.[128]) Beim Zubereiten erlegter Kraniche scheint es nun öfters vorgekommen zu sein, dass in den Eingeweiden Steine gefunden wurden. Diese Beobachtung können wir noch heutzutage auf ihre Richtigkeit kontrollieren. Jedem Jäger oder Wildbrethändler ist es bekannt und in den naturgeschichtlichen Werken ist es allenthalben verzeichnet, dass manche Vogelarten Sand und kleinere Steine — der Verdauung halber, wie man annimmt, — verschlucken und dass ihr Magen oft eine erstaunliche Anzahl von solchen enthält. Besonders ausgebildet ist diese Gewohnheit bei allen Arten von Hühnervögeln, vor allem beim Vogel Strauss. Bezüglich des Kranichs ist die Sachlage freilich nicht die gleiche. Seine Magenwände sind nicht so stark und muskulös wie die der Hühner, sondern vielmehr ziemlich schwach. Es liegt ihm infolgedessen ferne, feste Gegenstände absichtlich zu verschlucken. Da er aber seine Nahrung zeitweise der frisch umgeackerten Erde entnimmt, so gelangen Erde und Sand durch die gierige Hast des hungernden Vogels von selbst in dessen Magen. Steine scheinen indes, wie gesagt, nicht zum Inventar eines Kranichmagens zu gehören.[129]) Doch wo des öfteren Sand gefunden worden ist, sind Steine oder wenigstens Steinchen gewiss nicht ausgeschlossen, und der Zufall mag auch hier im Spiele gewesen sein.

Aus solchen Beobachtungen hat sich, wie ich glaube, durch Übertreibung des Gesehenen, also durch eine Art Jägerlatein, die Fabel von den Kranichsteinen entwickelt. Später gab man sich zwar Mühe, spitzfindige Erklärungen für dieses Phänomen zu finden; aber der Sache durch wiederholte scharfe Beobachtungen auf den Grund zu gehen, versäumte man. Entsprach es ja doch einer verhängnisvollen Neigung des zu Ende gehenden Altertums, naturgeschichtlichen Rätseln mit Hilfe lo-

gischer Spekulation statt auf dem Wege der Beobachtung und des Experimentes näher zu treten.

Aber auch in Beziehung auf andere Vögel, nämlich Wachtel[130]) und Gans,[131]) existierten ähnliche Fabeln, die auf eine gemeinsame Quelle solcher Vorstellungen, Jagd und Küche, hinweisen. Sie sind daher geeignet, die Berechtigung unserer Ableitung zu stützen.

Fassen wir am Schlusse dieser Erörterungen die Hauptpunkte kurz zusammen, so gelangen wir zu dem Ergebnis: Der Kranich galt den Griechen als der typische Zugvogel des Herbstes. Sein Erscheinen zu dieser Jahreszeit erweckte im Volke die mannigfachsten Empfindungen, und das künstlerisch abgetönte Spiegelbild, das diese Eindrücke in der Poesie und Sage hinterliessen, können wir aus den erhaltenen Dichterstellen nach seiner allmählichen Entstehung ziemlich vollständig wieder zusammensetzen.

Anderen Vogelarten, die Griechenland auf dem Herbstzuge berühren oder als Winteraufenthalt benützen, kommt im Vergleiche zum Kranich nur eine nebensächliche Bedeutung zu.

Der Anteil des Storches[132]) ist z. B. auf eine einzige, schon besprochene Fabel (100 und 100b, Babr. 13) beschränkt. Er wird mit Kranichen auf einem Saatfelde gefangen, erscheint also als herbstlicher Durchzügler. Was wir sonst über den Storch aus dieser Erzählung erfahren, seine sprichwörtliche Pietät und seine nutzbringende Tätigkeit durch Vertilgung von Kriechtieren, hat auf unseren Gegenstand keinen Bezug.

Tritt der Storch nur an dieser einen Stelle in der Gesellschaft des Kranichs auf, so ist dies bezüglich der Wildgans[133]) mehrfach der Fall. Hierher gehören zwei schon besprochene Homer-Stellen, Il. II 460 und XV 692, an denen sich als dritter im Bunde noch der „langhalsige“ Schwan hinzugesellt. — Einen künstlichen Gegensatz zwischen Kranich und Gans konstruiert Fabel 421. Wenn der Verfasser derselben die Gänse als schwerfällige Geschöpfe bezeichnet, denen es wegen ihres Körpergewichtes Mühe kostet, sich schnell in die Luft zu erheben, so verwechselt er die Wildgans mit der Hausgans. Denn die erstere steht an Flugkraft und -Gewandtheit dem Kranich keineswegs nach und ist wegen ihrer Schlauheit und Sinnenschärfe ebenso schwer zu erlegen als dieser. — Viel richtiger wird das Wesen dieser Gänse in einem anonymen Epigramme (Anth. Pal. VII 546) gekennzeichnet. Es ist die Grabschrift eines Mannes, der sich seinen Lebensunterhalt durch Erlegung von Vögeln, besonders von Wildgänsen, verschaffte, die er *leise auf listigem Pfade anschleichend zu täuschen*

wusste, während sie mit seitwärts schielenden Blicken weideten.[134]) Nun aber verweilt er im Hades. Seine Waffe ist verwaist und die Vögel, die er zu fangen verstand, fliegen unbehelligt über sein Grab. Diese Schilderung der Gänsejagd ist ebenso hübsch als zutreffend. Wenn wir die knappen Worte des Gedichtes der Deutlichkeit halber etwas erweitern, so lehren sie uns folgendes: Die Gänse geben sich auf der Weide nicht ungeteilt der Nahrungsaufnahme hin, sondern sie schauen zugleich seitwärts, um eine nahende Gefahr zeitig genug zu bemerken. Zugleich sind ihre Ohren beständig jedem Geräusche geöffnet und der Jäger muss daher so leise und gedeckt als möglich anschleichen, um der doppelten Sinnesschärfe des Federwildes verborgen zu bleiben und die todbringende Waffe mit Erfolg handhaben zu können.[135]) Das Epitheton *beflügelt* (πτηνάς), das hier den Gänsen zugeteilt wird, ist nicht etwa eines jener stehenden, versfüllenden Beiwörter, die Homer so oft anwendet,[136]) sondern es bezeichnet die Gänse ausdrücklich als fluggewandte Vögel und gibt den Grund an, warum der Jäger so vorsichtig zu Werke gehen muss. Denn sobald ihn die Gänse eräugt oder erlauscht haben, erheben sie sich in die Luft und sind für ihn verloren. — Verwandt ist die Schilderung einer Gänsejagd mit der Schleuder in dem Bruchstücke eines Orakels bei Eusebius, Praep. evang. V 23 (Anth. Gr. App Cap. VI 138). Der Verfasser dieser Verse hebt an den Gänsen ihre grosse Zahl und ihre Schädlichkeit für die keimende Saat hervor.[137]) Dem Wortsinne nach nennt er sie freilich *grasfressende* Vögel; doch scheint das Wort ποίη hier nicht so fast das eigentliche Gras als die ähnlich dem Grase aufkeimende Saat zu bezeichnen. Nur so hat das Beiwort einen prägnanten und zu den Parallelstellen passenden Sinn und bezeichnet zugleich den hauptsächlichsten Grund der Nachstellungen, die diesen Vögeln von den Menschen bereitet werden.

Auch den Schwan[138]) haben wir schon bei der Besprechung zweier Homer-Stellen (Il. II 460, XV 692) als Zugvogel oder Wintergast kennen gelernt. Durch den Einfluss dieser Vorbilder erklärt sich das Attribut ποτάμιος *(an Flüssen verweilend)*, das Euripides, Rhes. 618, diesem Vogel beilegt. Denn nur zur Zugzeit verweilen die Schwäne an Flüssen, während sie sonst ausschliesslich Seen oder Meerbuchten bewohnen. Dass der Dichter an unserer Stelle den Glanz des Schwanengefieders zu einem Vergleiche heranzieht,[139]) scheint wiederum auf einen Homerischen Ausdruck (ἀγαλλόμενα πτερύγεσσιν, Il. II 462) zurückzugehen. Ebenso müssen wir die Schwäne, die nach Aristophanes, Av. 774, am Hebrus dem Apollo ihr begeistertes Lied anstimmen,[140]) als rastende Durchzügler ansprechen.

Auch bei Nikander finden wir einen kurzen Hinweis auf den Schwanenzug. Nach dem 52. frg. (bei Anton. Lib. 12) zeigen sich zur Zeit des Pflügens, also im Herbste,[141] am Konopischen See viele Schwäne. Diese Beobachtung setzt der Dichter zu der Verwandlungssage eines gewissen Kyknos in Beziehung und sucht daraus die spätere Bezeichnung des Sees (κυκνείη, Schwansee) abzuleiten, ein irreführender Umweg, da der Name offenbar auf das erwähnte Zugphänomen zurückgeht.

Auch Stare und Dohlen erscheinen anf dem Herbstzuge in Griechenland und blieben nicht unbeachtet. Schon der Vater der griechischen Dichtung kennt, wie es scheint, die Eigentümlichkeit beider Vogelarten, im Herbste oder Winter trotz ihres erheblichen Grössenunterschiedes gerne gemeinsam auf die Nahrungssuche zu gehen.[142]

Homer geht mit zwei Vergleichen voran. Wenig ausgeführt ist der erste (Il. XVI 582 f.): Patroklus stürmt durch die Vorkämpfer, *einem schnellen Habicht ähnlich, der Dohlen und Stare in Schrecken setzt.*[143] Der Kern des Vergleiches liegt klar vor Augen: schnelles Vordringen eines einzelnen auf der einen Seite, erschrecktes Zurückweichen einer haltlosen Menge auf der anderen. Ihre naturgeschichtliche Erläuterung indes erhält diese Stelle erst durch den zweiten Vergleich, der ungleich schöner ausgemalt ist (Il. XVII 755 ff.): *Wie eine Wolke von Staren oder Dohlen dahinzieht, unter wirrem Geschrei, wenn sie einen Habicht, der den kleinen Vögeln Tod bringt, von weitem heranstürmen sehen, so flohen vor Aeneas und Hektor die Söhne der Achäer, wirr durcheinanderschreiend.*[144] Der Kern des Vergleiches ist der nämliche wie oben; nur tritt hier noch die Betonung des wirren Geschreis als ergänzendes Moment hinzu. Die Ausführung ist viel genauer und treffender und wir müssen daher diesen zweiten Vergleich geradezu als die Voraussetzung des ersten betrachten.[145] Vor allem sieht man aus dem metaphorischen Ausdruck *Wolke*, dass wir die Dohlen bezw. Stare zusammengeschart zu denken haben, oder mit anderen Worten, dass sich das geschilderte Schauspiel im Herbste (oder Winter) abspielt. Dazu kommt, dass das vom Dichter gewählte Wort — ein Vergleich im Vergleiche — ausserordentlich malerisch wirkt, da ein solcher Schwarm wegen der schwärzlichen Farbe und des dicht gedrängten Fluges wirklich einer Wolke sehr ähnlich sieht.[146] Das *wirre Geschrei* der geängstigten Vögel verstärkt den packenden Eindruck der trefflich geschilderten Szene. — Eine weitere Ergänzung zu diesem Bilde gibt Babrius (Fab. 33), indem er die zur Herbstzeit vereinten Dohlen- und Starenschwärme als Feinde der jungen Saat bezeichnet, wodurch sie mit Kranichen und Gänsen, von denen

schon oben die Rede war, in dieselbe Linie rücken. *Es war um die Zeit des Plejaden-Unterganges,* so ungefähr lautet die Fabel, *wann die Saat bestellt wird, als ein Landmann, der Weizen ins Neuland ausgeworfen hatte, dabeistand und ihn bewachte; denn ein unzählbarer, schwarzer Schwarm von misslautend schreienden Dohlen und von Staren, den Verderbern ländlicher Aussaat, war erschienen.*[147]) *Dem Manne folgte ein Knabe mit einer Schleuder in der Hand. Wenn nun der Bauer nach dieser verlangte, so verstanden es die Stare und flohen, bevor er die Waffe zur Hand nehmen konnte. Da ersann er eine List. Er verabredete mit dem Knaben, wenn er ihn um Brot anspreche, solle er ihm die Schleuder reichen. Wieder kamen die Stare und weideten das Feld ab. Nun verlangte der Landmann nach der Verabredung Brot, weshalb die Stare nicht an Flucht dachten; der Knabe reichte ihm aber die mit Steinen gefüllte Schleuder. Wirklich traf der Bauer einige von den Vögeln; die andern flohen aus dem Lande. Als ihnen Kraniche begegneten und sie um das Geschehene fragten, sprach eine Dohle: „Fliehet das schlimme Geschlecht der Menschen, die anders zu sprechen als zu handeln wissen!“* Die Fabel ist für uns wertvoll nicht bloss durch die Ergänzung, die sie zur Schilderung Homers bietet, sondern vor allem durch die genaue Zeitangabe, aus der mit Sicherheit zu ersehen ist, dass es sich um den Herbstzug handelt. Denn der Früh-Untergang der Plejaden bezeichnete bei den alten Griechen den Beginn des Spätherbstes.[148]) Auch sonst ist die Darstellung sehr naturgetreu, sowohl in der deutlichen Unterscheidung der Dohlen von den Staren durch die Erwähnung ihres misstönenden Geschreies als auch in der Schilderung des schlauen Anpassungsvermögens beider Vogelarten an die menschlichen Verfolgungsmassregeln, das erst dort seine Grenze findet, wo der Mensch zu einem Mittel greift, das bezeichnenderweise ihm allein geläufig ist, der Lüge und Verstellung. — Hierher gehört auch das schon besprochene Epigramm des Antipater aus Sidon (Anth. Pal. VII 172), in dem die Stare neben den *Räubern der Saat,* den Kranichen, ohne weitere Beifügung, d. h. als gleichartige, wenn auch minder gefährliche Missetäter genannt sind. Der Dichter gebraucht (v. 4) zur Charakteristik der schädlichen Vogelschwärme den Homerischen Ausdruck *Wolke.*[149]) — Als Schädlinge sind die Stare, neben anderen Vögeln, auch in einem anonymen Epigramme (Anth. Pal. IX 373) genannt. Die Grille verweist darin die Hirten, in deren Hände sie geraten ist, auf die *Räuber ländlichen Reichtums,* Drosseln, Amseln und Stare. Diese *Zerstörer der Früchte* sollten sie töten; die Blätter aber und die Tautröpfchen, die sie selbst brauche, sollten sie ihr nicht missgönnen.[150])

Der Schaden, den die genannten Vögel anrichten, entsteht natürlich besonders zu der Zeit, wenn die Feld- und Gartenfrüchte reifen, beim Star und bei der Drossel speziell zur Zugzeit. Im übrigen wird die Drossel[151]) in der griechischen Poesie weniger wegen ihres Schadens als wegen der Schmackhaftigkeit ihres Fleisches angeführt — wiederum ein Hinweis auf den Herbstzug! Als Frühlingssänger dagegen ist sie, jedenfalls wegen ihres frühen Aufbruchs nach dem Norden, völlig unbekannt. Diesen Sachverhalt beweisen drei Epigramme der Anthologie (IX. 76, 343, 396), die in meinem vorigen Programme S. 70 f. eingehend verglichen und gewürdigt sind. Streng genommen wären nun sämtliche Stellen hier anzuführen, an denen die Drossel in der griechischen Poesie als Fangobjekt oder als Delikatesse erwähnt ist, und wir würden dabei, von Homer, Od. XXII 468 ff. ausgehend,[152]) viele Stellen, besonders aus Aristophanes und den übrigen Komödiendichtern, zu zitieren haben. Da jedoch diese Dichter keineswegs das Bewusstsein haben, dass es sich bei der gefangenen oder verspeisten Drossel um einen herbstlichen Durchzugsvogel handelt, sondern ohne die geringste Rücksichtnahme auf Herkunft oder Lebensgewohnheiten sie lediglich vom Standpunkte des Vogelfängers oder Feinschmeckers betrachten, so sind die betreffenden Stellen hier ohne Interesse für uns und gehören in ein anderes Kapitel, das den Vogelfang bezw. die Küche umfasst.[153]) Auf das Benehmen der Drossel während ihres Durchzuges bezieht sich nur noch eine einzige Stelle, nämlich die 194. Äsopische Fabel, die mit den Worten beginnt: *In einem Myrtenhaine tat sich eine Drossel gütlich.*[154]) Solche Örtlichkeiten besuchte der Vogel natürlich um der süssen Beeren des Myrtenstrauches willen und diese Gelegenheit benützten auch die Vogelfänger, um den unvorsichtigen Näscher mit Leimruten zu berücken, was den Inhalt der genannten Fabel bildet.[155])

Die Schwalbe haben wir im vorigen Abschnitte als den sprichwörtlichen Frühlingsboten kennen gelernt. Den vielen dort zitierten Stellen haben wir hier, wo es sich um den Herbstzug handelt, nur eine einzige entgegenzusetzen, nämlich das 25. (33.) Anakreontische Lied. Der Dichter spricht die Schwalbe an und erwähnt ihre alljährliche Wiederkehr und ihren Nestbau zur schönen Jahreszeit. *Im Winter aber*, so fährt er fort, *verschwindest du und ziehst fort zum Nilstrande oder gegen Memphis.*[156]) Hier ist es deutlich ausgesprochen, wohin die Schwalbe im Herbste „verschwindet", was gegenüber der weitverbreiteten Ansicht von ihrem Winterschlafe besonders bemerkenswert erscheint.

Wenn ferner Arat (v. 963 ff.) das scharenweise Erschei-

nen und habichtähnliche Schreien der Raben (κόρακες) und Dohlen als ein Zeichen kommenden Regenwetters erklärt,[157]) so scheint es am besten, auch diese Stelle wegen der erwähnten Zusammenrottung auf den Herbstzug oder Winteraufenthalt dieser Vögel zu beziehen.

Zu den volkstümlichsten Durchzugsvögeln gehört in Südeuropa unstreitig die Wachtel.[158]) In grossen Scharen fällt sie an den dortigen Küsten und auf den Inseln ein und der Zustand der Ermüdung, in dem sich der wenig flugkräftige Vogel nach der langen Seereise befindet, erleichtert einen Massenfang, der einige Wochen hindurch den Bewohnern dieser Landstriche nicht nur die Schüsseln sondern auch die Börsen zu füllen pflegt. Aber trotz dieser seiner grossen Bedeutung hat der Wachtelzug auf die griechische Poesie keinen Einfluss geäussert, es müsste denn sein, dass die betreffenden Stellen verloren gegangen sind. Nur der geographische Name Ortygia d. h. Wachtelfeld (nach Benseler) klingt als ein vernehmliches Mahnwort aus der dunklen Zeit der Sage in die späteren Perioden der Dichtung hinüber.

Vier Orte dieses Namens bezw. Beinamens nennt Nikander im 5. Frg. seiner Αἰτωλικά (Schneider p. 22). Wenn wir diesem Autor Glauben schenken, so haben drei von diesen Orten: Ephesus,[159]) Delus[160]) und die von den Dichtern öfters genannte Insel Ortygia bei Syrakus[161]) diese Benennung einer gemeinsamen Mutterstadt, dem ätolischen Ortygia, zu verdanken.[162]) Bezüglich der Insel Delus-Ortygia gab es indessen auch eine andere und, wie es scheint, viel weiter verbreitete Ableitung des Namens. Lycophron (v. 401) nennt diese Insel *das benachbarte Grab der beflügelten Wachtel.*[163]) Dazu geben die Scholien folgende Erklärung: „Die Schwester der Leto, Asteria, verwandelte sich, die Liebe des Zeus fliehend, in eine Wachtel, sprang ins Meer und wurde eine Insel, die darnach Ortygia, später aber Delus genannt wurde.“ Auch die Scholien zu Apollonius Rhod. I 419, denen das oben zitierte Fragment des Nikander entnommen ist, kennen diese Sage, verwerfen sie aber zu Gunsten der Ansicht des letzteren. Mag nun die Verwandlungsgeschichte der Asteria auf eine alte Sage zurückgehen oder ein Erzeugnis der mythenfrohen alexandrinischen Dichter sein, jedenfalls beabsichtigte ihr Erfinder nichts anderes, als den uralten, nicht mehr verstandenen Namen Ortygia zu erklären. Und doch lag die Wahrheit so nahe! Ortygia bezeichnet jedenfalls einen Ort, an dem zur Zugzeit viele Wachteln einzufallen pflegen. Für diese einfachste und natürlichste Deutung spricht sich wenigstens eine Stimme aus dem griechischen Altertum aus, nämlich der Historiker Phanodemus bei Athen.

IX 392 d. Im übrigen waren es die Griechen zu sehr gewohnt, Ortsbezeichnungen auf Sagen späterer Erfindung zurückzuführen, als dass ihnen die Unwahrscheinlichkeit der erwähnten poetischen Erklärung irgendwie unliebsam aufgefallen wäre.[164])

Hier möchte ich noch zwei Stellen des Aristophanes einreihen, deren Beziehung auf unseren Gegenstand sehr wahrscheinlich ist. In den Acharnern (v. 876 f.) erwidert Dikaiopolis dem böotischen Händler, der eben eine Menge erlegter und feilgebotener Vögel aufgezählt hat: *„Wie ein Vogelsturm bist du also auf dem Markte erschienen.“* [165]) Ich beziehe diese Worte auf die schon dem Aristoteles (H. A. VIII 12,6) bekannte Erscheinung, dass beim Eintritte rauhen Winterwetters verschiedene individuenreiche Kleinvogelarten aus den Bergen in die Ebene herabkommen, sodass die Vogelfänger leichte Arbeit haben und den Markt mit ihrer Beute überschütten.[166]) Für ein solches Wetter scheint der Ausdruck *Vogelsturm* gebräuchlich gewesen zu sein.[167]) Ob die Liste der Vögel, die Aristophanes dem böotischen Händler in den Mund legt, denjenigen Arten entspricht, die bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich auf den Markt geworfen wurden, ist für die Erklärung dieses Ausdruckes gleichgültig; denn der Dichter zieht ja diese Naturerscheinung nur vergleichsweise heran und lässt im einzelnen seiner guten Laune freien Lauf. — Eine Anspielung auf die nämliche Sache enthält jedenfalls auch der Ausruf des Philokleon (Vesp. 1513): *„Sieh doch die Menge der Zaunkönige, die hier plötzlich herabgefallen ist!“* [168]) Dieser Vers bezieht sich auf die zum ausgelassenen Kehraustanze antretenden Söhne des Karkinos, die wegen der Kleinheit ihrer Gestalt vom Dichter zum Spotte mit dem kleinsten Vogel verglichen werden. Unter dem „Herabfallen“ solcher Vögel ist der nämliche Vorgang zu verstehen, den wir bei der Besprechung der vorigen Stelle geschildert haben. Der gewählte Ausdruck wirkt deshalb besonders bezeichnend, weil die Vögel bei solchen Anlässen in der Tat so plötzlich und in so grossen Massen zu erscheinen pflegen, dass man meinen könnte, sie seien buchstäblich vom Himmel „herabgefallen“.

Blicken wir nochmals auf die eben behandelten Dichterstellen zurück, die sich auf den Herbstzug der Vögel beziehen, und vergleichen wir sie mit denjenigen, die den Frühjahrszug zum Gegenstande haben, so finden wir unsere vorausgeschickte Angabe bestätigt, dass die ersteren nicht nur an Zahl sondern auch an Bedeutung des Inhaltes bei weitem überwiegen. Wir bemerken eine ganze Reihe von Stellen, die von feiner Beobachtung und richtigem Naturgefühle zeugen; wir sehen den ganzen Vorgang von mehreren Seiten treffend beleuchtet. Wenn

aber der Kranich unter den herbstlichen Wanderern von den Dichtern fast noch mehr bevorzugt wird als die Schwalbe unter den Frühlingsboten, so ergibt sich dies einerseits aus den auffallenden Begleiterscheinungen seines Zuges, anderseits aber zeigt sich auch in diesem Punkte das grosse Beharrungsvermögen, das die griechische Dichtung, sobald sie einmal ein allseitig befriedigendes, prägnantes Beispiel für einen Vorgang in der Natur gefunden hat, durch den Lauf der Jahrhunderte an den Tag legt. Hier ist kein Schwanken der Mode, keine zu überraschenden Ergebnissen führende Entwicklung, sondern nur der ausgetretene, aber wohlgepflegte Pfad einer geheiligten Überlieferung erkennbar.

In einem Punkte freilich, das ist hier nochmals zu betonen, steht die literarische Verwertung des Herbstzuges hinter derjenigen des Frühjahrszuges zurück. Kommt in dem letzteren Falle, wenn auch in knappen Worten, das Gemüt zur Sprache, das mit herzlicher Freude die erschienenen Frühlingsboten begrüsst, so sollte man erwarten, dass die Bilder des Herbstes doch wenigstens durch einen leichten Schimmer der Wehmut, wie sie uns Deutsche beim Scheiden des Sommers und seiner gefiederten Gäste erfüllt, ein unterscheidendes Merkmal gewännen. Doch umsonst werden wir nach den Spuren dieses Empfindens suchen. Fremd war ein solches Fühlen dem griechischen Altertum, so fremd, wie es noch jetzt der realistisch denkenden Bevölkerung des „glücklichen“ Südens geblieben ist. — Im übrigen aber werden wir mit Befriedigung auf den an der Hand der griechischen Muse zurückgelegten Herbst-Spaziergang zurückschauen.



III. Kapitel.

Zug im allgemeinen.

Einige Dichterstellen behandeln den Vogelzug im allgemeinen, ohne dass eine Beziehung auf den Frühjahrs- oder Herbstzug erkennbar wäre.

Ein Teil derselben, freilich merkwürdig wenige, charakterisiert die Vögel als wandernde, nur zeitweise in Griechenland sich aufhaltende Wesen. So nennt Aeschylus (frg. 52) die Schwalbe einen *zugewanderten* Vogel,[169]) und Euenus (Anth. Pal. IX 122) bezeichnet den gleichen Vogel ebenso wie die Baumgrille, die er mit ihm vergleicht, als einen *Sommergast.*[170]) Dabei müssen wir freilich bezüglich der Baumgrille ein teilweises Missverständnis des liebenswürdigen Dichters annehmen. Denn ihr Zirpen ist zwar nur im Sommer zu hören; da sie jedoch im Herbste nicht fortwandert, ist es unrichtig, von ihr als einem *Gaste* zu sprechen. Für die Schwalbe dagegen trifft dieses Attribut vollkommen zu. — Ein *Gast* (ξένη) wird die Schwalbe auch zu Beginn der 418. Fabel genannt. Darnach ist auch das unpassende Beiwort ξουθή (gelbbraun), das in Babrius' Bearbeitung des gleichen Stoffes (118) der Schwalbe zugeteilt wird, als Schreibfehler zu erklären und in ξένη (Gast) umzuändern.

Eine Reihe anderer Stellen hat die Ausdehnung des Vogelfluges über die ganze Erde zum Gegenstande. Nun unternehmen aber die Vögel, mit seltenen Ausnahmen, nur zur Zugzeit so weite Flüge, während sie für gewöhnlich ihrem Brut- und Heimatgebiete nicht weniger treu bleiben als andere, ungeflügelte Tiere. Wenn wir also den Sinn dieser Stellen erschöpfen wollen, so müssen wir sie weniger auf die Flugfertigkeit der Vögel im allgemeinen als speziell auf ihre Wanderzüge beziehen.[171])

Eine noch sehr beschränkte, geradezu naive Anschauung treffen wir bei Homer (Od. III 320 ff.). Nach dem Wortlaute dieser Stelle ist Menelaus auf seinen Irrfahrten so weit verschlagen

worden, *dass sogar Vögel von dort nicht im selben Jahre zurückkehren können.*[172]) Wie gross muss sich der Dichter die Erde, wie gering dagegen die Flugfähigkeit der Vögel vorgestellt haben! Andererseits ist die Stelle gewiss nicht wörtlich zu nehmen, sodass die Entstellung der natürlichen Verhältnisse mehr der Hyperbolik des Ausdruckes als der wirklichen Ansicht des Dichters zuzuschreiben ist.[173]) — Ein wesentlich anderer Geist spricht aus dem 84. Frg. des Alcaeus, der *bunthalsige, flügelstreckende Wildenten von den Grenzen des Meeres und der Erde herbeigekommen sein* lässt.[174]) — Sodann erwähnt Aristophanes in seinen „Vögeln“ zweimal die weiten Flüge des Wiedehopfes: Das erstemal (v. 47 f.) äussern die beiden Auswanderer dem Publikum gegenüber, sie wollten diesen Vogel fragen, ob er irgendwo, *soweit er flog* (ἧ 'πέπτατο), eine Stadt gesehen habe, die ihren Wünschen entspräche; das zweitemal (v. 118) wird von dem nämlichen Vogel gesagt, *er habe Erde und Meer im Kreise überflogen.*[175]) — Von der letzteren Stelle scheint ein Epigramm des Leonidas Alex. (Anth. Pal. IX 346), das auch dem Archias zugeschrieben wird, abhängig zu sein. Es beginnt mit der Anrede: *„Schwalbe, die du über das ganze Festland und die Inseln hinfliegst!“*[176]) Der Ausdruck entspricht genau dem vorausgehenden, nur dass statt des Meeres dasjenige eingesetzt ist, was eine Reise über die See besonders abwechselnd und interessant macht, nämlich die darin gelegenen Inseln.

So führt nach den Worten griechischer Dichter den Vogel sein Wanderflug bis an die Grenzen der Erde. Als Strasse dient ihm dabei der dem Menschen unzugängliche Luftraum, *der heilige Äther, die Strasse der Vögel,* wie ihn Aeschylus, Prom. 281, nennt.[177]) Freilich lassen diese schönen Worte auch eine weniger enge Deutung zu, die nicht bloss den Wanderzug der Vögel sondern ihren Flug im weitesten Sinne umfasst; aber aus zwei Gründen glaube ich, mit meiner speziellen Erklärung dem Sinne der Stelle am nächsten zu kommen. Vor allem nennt Aeschylus als *Strasse der Vögel* nicht die Luft überhaupt (ἀήρ), sondern die obere Luftschicht (αἰθήρ). Nun ist es aber allgemein bekannt, dass die Vögel gerade zu ihren Wanderungen viel höhere Luftschichten benützen als zu ihren gewöhnlichen Kreuz- und Querflügen. Aber auch das Wort πόρος werden wir erst dann völlig sinnentsprechend erklären, wenn wir dabei an die grosse Reise denken, die unsere Vögel alljährlich zweimal in direkter Linie von der kälteren zur wärmeren Zone und in entgegengesetzter Richtung zurücklegen.

Nicht ganz sicher ist auch die Beziehung eines schönen Vergleiches des Apollonius Rhod. (Arg. IV 238 ff.) Der Auslauf der kolchischen Flotte entlockt dem Dichter die stau-

nenden Worte: *Man hätte glauben sollen, nicht Schiffe seien es, die einen so grossartigen Anblick gewährten, sondern es brause ein unermesslicher Schwarm von grossen Vögeln zusammengeschart über das Meer hin.*[178]) Der Kern des Vergleiches liegt jedenfalls in der geräuschvollen Bewegung einer grossen Menge von Körpern über die Wasserfläche hin. Dabei lässt sich das Bild unschwer dahin ergänzen, dass die Schwingen der Vögel den Segeln oder Rudern der Schiffe entsprechen.[179]) Der weitere Umstand, dass die Flotte der Kolcher vom Lande abstösst, bleibt für den Vergleich ohne Bedeutung; denn der Dichter denkt nicht an eine Vogelschar, die vom Gestade abfliegt, um ihren Weg über das Meer zu nehmen, sondern er versetzt sich auf die offene See, die von den Segeln der Kolcher erfüllt ist, und vergleicht diese mit einer Schar von Vögeln, die mitten auf dem Meere im vollen Fluge beobachtet werden. Solchen Vogelscharen begegnet aber der Seefahrer ganz besonders in der Zugperiode. In dieser Zeit sind sie am gewaltigsten; da halten sie am engsten zusammen und bleiben, wie eine gut geleitete Flotte, derselben Richtung treu. Wir werden also den Vergleich am prägnantesten auffassen, wenn wir ihn auf den Zug beziehen. Welche Vögel aber passen am besten zu dem Bilde des Dichters? Jedenfalls müssen sie einer Art angehören, die durch ihre Grösse auffällt. Das liegt schon in dem Worte οἰωνοί, das besonders für grössere Vögel gebraucht wird, wie sie für das Augurium in Betracht kommen. Auch könnten kleine Vögel doch nicht wohl mit Schiffen verglichen werden. Ein weiteres Erfordernis, um dem Vergleiche mit einer dahinsegelnden Flotte zu entsprechen, scheint ein helles, am besten weisses Gefieder. Zu diesen Voraussetzungen passen für die südeuropäischen Meere nur Vögel wie Schwäne oder Gänse, besonders aber Pelikane,[180]) während die Kraniche wegen der Höhe des Fluges und der Farbe des Gefieders nicht in Betracht kommen. Solche Vogelschwärme gewähren in der Tat einen höchst imposanten Anblick und wir müssen dem Dichter Dank wissen, dass er einen solchen Natureindruck fixiert und, wenn auch in gedrängter Kürze, in Worte gekleidet hat.

Wie schön wäre es, wenn uns die griechische Literatur mehr solcher Stellen überliefert hätte, an denen der Vogelzug als solcher, als eindrucksvolles Naturschauspiel poetisch gewürdigt wäre! So aber müssen wir uns gestehen, dass die wenigen Stellen, die wir in dieser Hinsicht anführen können, uns mehr an das erinnern, was uns die griechische Poesie in diesem Punkte vorenthält, als was sie uns zu bieten imstande ist.

IV. Kapitel.

Winterschlaf.

Schon oben ist angedeutet worden, dass der Vogelzug in den meisten Fällen nicht unmittelbar bemerkt wird, sondern nur in seinen Folgeerscheinungen dem Beobachter in die Augen fällt. Die Vögel erscheinen und verschwinden und niemand weiss, woher sie kommen, wohin sie gehen. Dazu gesellt sich der weitere Umstand, dass sie bei längerer Dauer von widrigem Wetter, durch Hunger und Kälte erschöpft und am Wegzuge gehindert, sich gerne in Löcher oder Höhlen verkriechen, um dort den Eintritt besserer Tage abzuwarten, und dass sie in solchen Lagen oft in einen Zustand todesähnlicher Erstarrung verfallen, in dem sie wochen- ja monatelang auszudauern vermögen. Es kommt infolgedessen auch bei uns, in klimatisch viel ungünstigeren Verhältnissen, zuweilen vor, dass Zugvögel, besonders Schwalben, mitten im Winter aus solchen Schlupfwinkeln in unversehrtem Körperzustande hervorgezogen werden, in der Zimmerwärme wieder erwachen, ihre Flügel ausbreiten und das Bedürfnis nach Nahrung verraten.[181])

Aus diesen beiden Umständen erklärt sich eine volkstümliche Ansicht, die schon bei den Griechen weit verbreitet war und sich trotz aller wissenschaftlichen Gegengründe auch bei uns noch immer lebendig erhält. Darnach würden gewisse Vogelarten im Herbste nicht nach dem Süden abziehen, sondern sich nach Analogie verschiedener Säugetiere zu einem mehrmonatlichen Winterschlafe in Baum- oder Felshöhlen oder gar in den Schlamm der Flüsse zurückziehen; im Frühjahre würden sie dann nicht aus fremden Ländern zurückkehren, sondern nur wieder aus ihren Zufluchtstätten hervorkommen und neue Lebenstätigkeit entfalten.

Die erste Äusserung der Wissenschaft zugunsten dieser Annahme lesen wir in der Tiergeschichte des Aristoteles, der bezüglich mehrerer Vogelarten einen längeren oder kürzeren Winterschlaf annimmt.[182]) Wie in anderen Punkten so waren

auch hier die Behauptungen des berühmten Naturforschers für spätere Schriftsteller ein massgebendes Vorbild.[183])

Bei diesem Sachverhalte wäre es doch merkwürdig, wenn die Poesie von dem Einflusse dieser zweifellos volkstümlichen Ansicht gänzlich unberührt geblieben wäre. Und in der Tat, wenn wir die Werke der griechischen Dichter daraufhin untersuchen, so stossen wir gleich am Eingange der Literatur auf eine Stelle, die ohne Bezugnahme auf diese Anschauung unmöglich erklärt werden kann, ich meine Hesiod, Op. 568 f. Die betreffenden Verse lauten: *Nach ihm* (nämlich dem Sterne Arkturus) *kommt die in der Frühe seufzende Tochter des Pandion, die Schwalbe, ans Licht und zeigt sich den Menschen, in der ersten Zeit des Frühlings. Kurz zuvor soll der Landwirt die Weinreben beschneiden; denn so ist es am besten.*[184]) Der Ausdruck *ans Licht kommen* deutet entschieden darauf hin, dass Hesiod der Meinung ist, die Schwalbe bringe die Winterszeit in dunklen Höhlen zu, aus denen sie im Frühling sich wieder ans Tageslicht hervorwage. — Wenn ferner der Komödiendichter Philemon (frg. 208) eine seiner Personen zur anderen sagen lässt: „*Die Schwalbe, Weib, schwätzt nur im Sommer*,“[185]) wozu die Ergänzung: „*du aber das ganze Jahr hindurch*“ sich von selbst ergibt, so müssen wir die gleiche Erklärung zu Hilfe nehmen, wenn wir die naturgeschichtliche Grundlage dieser Stelle aufdecken wollen. Offenbar gilt die Schwalbe dem Dichter als ein Vogel, der nur im Sommer zu sehen und zu hören ist, während er im Winter sich zurückzieht und seinem Organismus, vor allem seiner geschwätzigen Zunge, Ruhe vergönnt. Wollten wir dagegen annehmen, der Dichter halte die Schwalbe für einen Zugvogel, der im Winter ausser Landes weile, so wäre die Prägnanz des Gegensatzes zerstört. Denn die Schwalbe verlässt im Herbste ihre Heimat nicht, um in der Fremde zu schweigen, sondern sie legt auch dort ohne Unterbrechung ihren schwatzhaften Charakter an den Tag. — Nicht anders lässt sich auch die 415. Fabel erklären. Hier streiten Schwalbe und Krähe miteinander über ihre Schönheit. Die Krähe spricht: „*Deine Schönheit blüht nur während der guten Jahreszeit;*[186]) *mein Leib dagegen hält auch den Winter über stand.*“ Auch hier liegt die Vorstellung zugrunde, dass die Schwalbe einen Winterschlaf durchmacht, während dessen sie ihre Schönheit einbüsst d. h. die Federn verliert. Dieser letztere Punkt, der jedenfalls einem alten Volksglauben entspricht, wird durch eine Stelle des Aristophanes, Av. 103 ff., in ein helleres Licht gerückt. Hoffegut frägt den Wiedehopf: „*Wo sind denn deine Federn?*“ Dieser antwortet: „*Sie sind ausgefallen.*“ Hoffegut frägt weiter: „*Infolge einer Krankheit?*“ worauf der Wiede-

hopf v. 105 f. erwidert: „*Nein! sondern den ganzen Winter über verlieren wir Vögel unsere Federn und bekommen dann wieder andere dafür*“.[187]) Es bestand also die Ansicht, dass die Zugvögel in der Winterszeit, während deren sie ihrer Flügel nicht bedürfen, sich ihres alten Federkleides entledigten, um erst zu ihrem Wiedererscheinen im Frühling ein neues anzulegen.[188]) Darüber lassen die klaren Worte unserer Stelle keinen Zweifel übrig. Dass aber die Vögel in dieser federlosen Zeit sich verkriechen und schlafen sollten, verschweigt der Dichter wohlweislich. Denn der Wiedehopf darf bei der Ankunft seiner Besucher doch nicht in tiefem Winterschlafe befangen sein![189]) Aristophanes lässt ihn also im Winter in reduziertem Federkleide leben und wachen. Warum aber berührt der Dichter überhaupt diese entlegene Vorstellung, wenn er sie nur zum Teile verwerten kann? Der Grund ergibt sich aus der ganzen Situation. Es gilt, das unzulänglich befiederte Kostüm des Schauspielers, der den Wiedehopf darstellt, scherzhaft zu motivieren, und dabei kommt es nicht darauf an, ob die gewählte Ausrede im einzelnen stimmt oder nicht. Das Publikum muss lachen und damit ist der Zweck des Dichters erreicht.[190])

Die schönste Stelle aber, die sich auf diesen Punkt bezieht, finden wir in dem gleichen Schatzkästlein antiker Naturpoesie (Aristoph. Av. 1088 ff.). Hier singt der Vogelchor: *Glückliches Volk der beflügelten Vögel, die im Winter keinen Mantel brauchen, um sich damit zu umhüllen! Auch der heisse, fernhin leuchtende Strahl der Sommersonne versengt uns nicht; sondern wir wohnen unter dem Blätterdache blühender Auen, wenn die göttliche Zikade, die Freundin des Sonnenbrandes, ihr schrilles Lied in der Mittagsglut ertönen lässt. Den Winter aber bringen wir in geräumigen Höhlen zu, indem wir mit den Bergnymphen scherzen. Dabei verzehren wir, als ob es Frühling wäre, weisse Myrtenbeeren,*[191]) *der Jungfrauen Lieblingsnäscherei, und die Gartengewächse der Charitinnen.*[192]) Fürwahr, eine hochpoetische Stelle! Eine wunderschöne Charakterisierung des sorgenlosen Vogellebens! Untersuchen wir die Worte des Dichters genauer, so müssen wir zur besseren Unterscheidung zwei Fragen stellen. Was tun die Vögel im strengen Winter? Darauf antwortet der Dichter am Anfange der zitierten Stelle negativ, positiv und ausführlich aber von v. 1097 an. Was tun sodann die Vögel im heissen Sommer, da nur die Grille im Sonnenbrande noch aushält und singt? Die Antwort darauf macht der Dichter kurz ab, indem er auf die schattige Wohnung der Vögel unter dem Laubdache der Bäume hinweist. Zusammenzuziehen aber sind beide Punkte in den einen Satz, der dem Dichter gewissermassen als These vorschwebte: „Die Vögel sind unberührt von

der Not der Jahreszeiten.“ Dies ist der nämliche Gedanke, der in einer etwas engeren, aber auch präziseren Fassung in den schönen Worten der Bibel vorliegt: „Betrachtet die Vögel des Himmels! Sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen, und dennoch ernährt sie euer himmlischer Vater.“ Besonders interessant ist es, dass der Dichter hier mit klaren Worten von dem Überwintern der Vögel in Höhlen spricht, während er an der vorher besprochenen Stelle diesen Umstand übergangen hatte. Doch auch hier entspricht das Ende dem Anfange nicht. Denn von dem Zustande der Erstarrung, in den die Vögel nach allgemeiner Ansicht in diesen Höhlen verfallen sollten, ist auch an dieser zweiten Stelle keine Rede. Statt dessen erscheint eine liebliche poetische Fiktion. Felsenhöhlen galten bei den Griechen als heilige Aufenthaltsorte der Nymphen. Was lag näher, als dass der Dichter die darin überwinternden Vögel als die Schutzbefohlenen, ja geradezu als die Spielgenossen der Nymphen bezeichnete, die ihren Pfleglingen die lange, traurige Zeit des Winters in der angenehmsten Weise verkürzten?[193]) So ist Aristophanes der Volksansicht auch hier nur eine Strecke Weges gefolgt. Dann veranlasste ihn die Erkenntnis, dass mit erstarrten Winterschläfern keine poetische Wirkung zu erzielen sei, eine andere Richtung einzuschlagen. Dabei wies ihm eine vornehmere Naturauffassung, die seinen Zeitgenossen als Schülern Homers unmittelbar verständlich war, den Weg zu den sonnigen, gestaltenreichen Höhen des Mythus.

Mit diesem schönen Zitate ist die kurze Reihe der Dichterstellen, die sich unzweifelhaft auf den Winterschlaf, bezw. das versteckte Winterleben der Vögel beziehen, schon zu Ende. Aber der Gedanke liegt nahe, dass unter den weiter oben besprochenen Stellen nicht wenige sich finden mögen, an denen diese Annahme stillschweigend vorausgesetzt ist, ohne in der sprachlichen Darstellung mit nachweisbarer Deutlichkeit hervorzutreten. Und wirklich bieten uns wenigstens unter denjenigen Zitaten, die den Frühjahrszug betreffen, mehrere zu Bedenken Anlass. Es sind solche Stellen, an denen gesagt ist, dass die Vögel im Frühling erscheinen oder wiedererscheinen, z. B. Aristoph. Av. 713, Thesm. 1; Chionides frg. 8; Nonn. Dionys. III 14. Dieser doppeldeutige Ausdruck kann nämlich ebensowohl auf die Rückkehr der Vögel aus dem Süden als auf ihr Hervorkommen aus den winterlichen Versteckplätzen bezogen werden.

Und doch wage ich nicht, sie ohne eine sichere Handhabe hierher zu versetzen. Wie leicht man sich in dieser Hinsicht täuschen könnte, zeigt besonders deutlich das 25. (33.) Anakreontische Lied.[194]) Hier lesen wir, dass die Schwalbe im

Winter verschwindet und nach Ägypten fortwandert. Offenbar ist an dieser Stelle das Verschwinden mit dem Wegziehen als gleichbedeutend gefasst. Die nämliche Vertauschung aber muss der Sprachgebrauch bezüglich des Wiedererscheinens bezw. Zurückkehrens zugelassen haben. Damit scheidet die Möglichkeit, aus derartigen Ausdrücken sichere Schlüsse auf die zugrunde liegende Naturauffassung zu ziehen, aus dem Kreise der Diskussion.

Aber auch sämtliche Stellen, an denen der Gesang oder Ruf eines Vogels als Frühlingszeichen angegeben ist, können ebensogut auf die Annahme eines Winterschlafes wie auf die einer Heimkehr bezogen werden.

Das einzige sichere Kriterium in diesem Zwiespalte wären klare Angaben der gleichzeitigen naturwissenschaftlichen Schriftsteller. Doch einerseits lassen auch diese bei verschiedenen Vögeln, z. B. der Schwalbe, beide Möglichkeiten zu, andererseits stehen sie teilweise im Widerspruche zu gewissen Dichterstellen. So nimmt z. B. Aristoteles bezüglich der Nachtigall an, dass sie einen Winterschlaf halte. In einem Epigramme des Philippus Thess. (Anth. Pal. IX 88) dagegen ist ausdrücklich gesagt, dass dieser Vogel über das Meer nach Norden zieht.

Aus all dem ist zu ersehen, dass die Alten selbst über die ganze Frage nicht einig gewesen sind. Es wäre deshalb ein aussichtsloses Unternehmen, wollte unsere Kritik in dieser Sache festere Gesichtspunkte gewinnen, als die zu erklärenden Dichterworte enthalten. Es genügt, wenn wir diejenigen Stellen hervorgehoben haben, an denen es möglich ist, die Spuren der einen oder der anderen Auffassung nachzuweisen. Dabei müssen wir uns aber gegenwärtig halten, dass die Annahme des Zuges, als die der Natur entsprechende, in einsichtigen Kreisen jedenfalls von Anfang an der so wenig fest begründeten Vorstellung des Winterschlafes an Verbreitung voraus war und sich mit dem Fortschritte der Bildung und Naturerkenntnis immer weitere Bahn brechen musste. Dies ist der Grund, weshalb ich alle diejenigen Stellen, die eine doppelte Erklärung zulassen, auch weiterhin auf den Zug beziehe, auf den Winterschlaf dagegen nur die wenigen, an denen der Wortlaut keine andere Deutung zulässt.



V. Kapitel.

Verwandlung.

Eine Quelle weiterer Verwirrung der volkstümlichen Begriffe über den Vogelzug war schon im griechischen Altertume der Umstand, dass Herbst- und Frühjahrskleid der gleichen Vogelart oft merklich voneinander abweichen, sowie dass nur der männliche Vogel, und auch dieser nur zu einer bestimmten Zeit, zum Singen befähigt ist. Bevor diese verwickelten Verhältnisse durch die planmässige Arbeit der Naturwissenschaft gesichtet und geklärt waren, musste daraus im Volke der Glaube entstehen, dass hier eine förmliche Verwandlung stattfinde.[195]) Ähnliche Verwechslungen ergaben sich aus der Verschiedenheit der Gefiederfärbung nach Geschlecht und Altersstufe.[196])

Aber noch eine andere Beobachtung war hiebei von Einfluss. Man bemerkte, dass im Herbste gewisse Vogelarten verschwunden waren, während andere, in mancher Beziehung ähnliche, an ihre Stelle traten. Statt nun, dem natürlichen Laufe der Dinge entsprechend, in dem einen Falle einen Abzug nach dem Süden, in dem anderen einen Zuzug aus dem Norden anzunehmen, half man sich durch die widernatürliche Fabel, der eine Vogel sei durch Verwandlung aus dem andern entstanden.[197])

Die volkstümlichste unter diesen Verwandlungssagen betraf den Kuckuck und den Habicht, oder besser gesagt den Sperber.[198]) Da man nämlich im Herbste und Winter keine Kuckucke, wohl aber viele Sperber wahrnahm, die an Grösse und Färbung in beiden Geschlechtern dem Kuckuck ähnlich sind, so verbreitete sich der Glaube, der Kuckuck verwandle sich gegen Ende des Sommers in einen Sperber und dieser im Frühling in einen Kuckuck. Dass jedoch, vom Gefieder abgesehen, die Körperbildung beider Vögel, besonders in Hinsicht auf Füsse und Schnabel, weit voneinander abweiche, übersah man mit derselben Oberflächlichkeit, die ein Charakterzug derartiger Volksurteile zu sein pflegt.[199]) Der nicht minder grosse Gegensatz, in dem die Lebensweise beider Vogelarten steht, wurde,

statt naturkundliche Bedenken anzuregen, geradezu der Anlass, dass die didaktische Poesie diesen Stoff für ihre Zwecke geeignet fand. War doch mit Leichtigkeit eine Fabel daraus zu konstruieren, deren Quintessenz unserem „Trau, schau, wem?" aufs beste entsprach. Diese Fabel besitzen wir freilich nicht mehr in ihrer ursprünglichen Gestalt, aber wenigstens in einer kurzen Skizze, die Plutarch im Leben des Arat, cap. XXX, überliefert. Hier lesen wir: *Aesop erzählt, dass die kleinen Vögel, als der Kuckuck sie fragte, warum sie vor ihm die Flucht ergriffen, ihm geantwortet hätten: „Weil du einmal ein Sperber wirst."* (Fab. 198 ed. Halm.)

Von einem ähnlichen regelmässigen Wechsel der Gestalt berichtet Aeschylus (frg. 297 nach (Aristot.) H. A. IX 49 B, 9 bezüglich des Königs Tereus, dessen Metamorphose in einen Wiedehopf vorher geschildert wird: *Ist der Frühling erschienen, so schwingt dieser das Gefieder eines hellgrauen Falken. Denn, obwohl nur einem Mutterleibe entsprossen, wird er zwei Gestalten, einerseits die seines Kindes, anderseits die seiner selbst aufweisen. Zu Beginn des Spätsommers jedoch, wenn die Ähren sich bleichen, wird ihn wieder buntes Gefieder umkleiden. Für alle Zeit aber wird er aus Hass gegen diese (d. h. seine Verwandten) nach einer fremden Örtlichkeit, nämlich nach einsamen Waldweiden und Berghängen, übersiedeln.*[200]) Aus den komplizierten Worten des Dichters geht so viel mit Sicherheit hervor, dass Tereus nach seiner Verwandlung in einen Vogel zur Erinnerung an die Ermordung seines Kindes abwechselnd in zwei Gestalten auf Erden weilen soll, nämlich in der Gestalt eines Wiedehopfs und in derjenigen eines Falken,[201]) sowie dass er aus Hass gegen seine Angehörigen bewohnte Gegenden meiden und sich in die Einsamkeit des Bergwaldes zurückziehen wird. Die Verwandlung geschieht zu einer Zeit, in der sonst der Zug stattfinden müsste, nämlich im Frühling bezw. im Spätsommer. Das Auffallende an der Sache ist hier nur, dass beide Vögel nicht bloss im Körperbau und in der Ernährungsweise differieren, sondern auch im Gefieder grosse Verschiedenheit aufweisen. Dadurch unterscheidet sich diese poetische Verwandlungsgeschichte von allen andern, die sonst zu unserer Kenntnis gelangt sind. Nur ein Band ist es, das die beiden so unähnlichen Gestalten verbindet: Das Leben in menschenferner Einsamkeit; und dies scheint auch der Kern des Vergleiches zu sein, um dessentwillen Aeschylus beide Vögel hier zusammengestellt hat. Denn dass diese Verwandlungsgeschichte nicht im Volke entstanden ist, zeigt ausser dem Mangel jeder äusseren Wahrscheinlichkeit infolge der gegenseitigen Unähnlichkeit der genannten Vögel auch der Umstand, dass sonst keiner der alten Autoren

etwas über die Sache beizubringen weiss.[202]) Ohne Zweifel hat Aeschylus selbst diese Variation des Tereus-Mythus erfunden. Doch liess er dabei seiner Phantasie keineswegs freien Spielraum, sondern hielt sich an ein älteres Vorbild, das wir in dem erwähnten Volksglauben über Kuckuck und Sperber zu suchen haben. Dem Kuckuck entspricht bei Aeschylus der Wiedehopf, der ihm in mancher Hinsicht nahe steht,[203]) dem Sperber ein anderer, im Gefieder abweichender, aber doch verwandter Raubvogel, den der Dichter als besonderen Freund der Einsamkeit zu kennen scheint. Der ganze Sachverhalt aber entspricht vortrefflich dem auch sonst etwas gewaltsamen Charakter der grossartigen Muse des Aeschylus.

Abgesehen von diesen beiden Stellen zeigt sich nirgends in der griechischen Poesie der Einfluss der erwähnten Volksmeinung, die statt des Zuges der Vögel eine Verwandlung der einen Art in die andere annehmen zu dürfen glaubte. Es war eben selbst bei den Dichtern trotz aller Ungebundenheit der schaffenden Phantasie der Sinn für den natürlichen Zusammenhang der Dinge zu stark entwickelt, als dass solche Fabeln als reine Quelle der Dichtkunst hätten gelten können.[204])



Anmerkungen.

---

[1]) V. 709 πρῶτα μὲν ὥρας φαίνομεν ἡμεῖς ἦρος, χειμῶνος, ὀπώρας· Das Weitere vgl. bei A. 60, 42 und 17.

[2]) Über den Frühjahrszug im allgemeinen sagt Aristot. H. A. VIII 12, 3 nur so viel, dass ihn die Vögel aus Furcht vor der Gluthitze (des Südens) nach der Frühjahrs-Tag- und Nachtgleiche unternehmen — eine recht wenig tiefgehende Bemerkung!

[3]) Stesich. frg. 36; Aristoph. Pac. 800 f.; Anth. Pal. IX 363 (Meleager), X 4 (Marcus Arg.), 6 (Satyrus), 14 (Agathias).

[4]) Anth. Pal. X 2 (Antipater Sid.), 4, 5 (Thyillus), 14, 16 (Theaetetus); Babr. 118 v. 2.

[5]) Über den Schwalbenzug vgl. Aristot. H. A. VIII 16, 1. Er nimmt teils Wanderung nach dem Süden teils — bei weiterer Entfernung des Brutortes — Überwinterung in Höhlen an. Ausserdem Plin. H. N. X 24 (34).

[6]) V. 11 f. νεῦμαί τοι, νεῦμαι ἐνιαύσιος, ὥστε χελιδὼν / ἕστηκ' ἐν προθύροις ψιλὴ πόδας· κτλ. Vgl. Thompson, Greek Birds, Oxford 1895, S. 189. Der Vorraum, in dem die Kinder erscheinen, ist zugleich der Nistplatz der Hausschwalbe (Hir. rustica), während ihre nächste Verwandte, die Mauerschwalbe (Hir. urbica), an der Aussenseite der Häuser nistet. Die erstere ist also hier gemeint. Die Barfüssigkeit ist ein weiterer Zug, den die Kinder mit der Schwalbe gemein haben. Grammatikalisch ist sie in unserem Texte freilich nur zur Schwalbe zu konstruieren; dem Sinne nach muss sie jedoch ebenso auf die Kinder bezogen werden, deren Armut sie andeuten soll.

[7]) Daher der Name des Gedichtes!

[8]) V. 1 ff. ἦλθ', ἦλθε χελιδών, / καλὰς ὥρας ἄγουσα, / καλοὺς ἐνιαυτούς, / ἐπὶ γαστέρα λευκά, / ἐπὶ νῶτα μέλαινα. V. 19 f. ἄνοιγ', ἄνοιγε τὰν θύραν χελιδόνι· / οὐ γὰρ γέροντές ἐσμεν, ἀλλὰ παιδία. Aus der Beschreibung geht hervor, dass Hir. urbica gemeint ist, während Hir. rustica als die volkstümlichere von beiden gelten kann. Ausser der Eiresione vgl. Simonides frg. 74 (A. 13) und das S. 6 genannte Vasenbild.

[9]) Nur so erklären sich v. 10 ff.: *„Auch Weizenbrot . . . weist die Schwalbe nicht zurück."* — Nach Christ, Gesch. d. gr. Litt.[3] S. 154 A. 5, trugen die Knaben eine Schwalbe in der Hand. Biese, Entwicklung d. Naturgefühls I S. 90, spricht von einer „nachgebildeten Schwalbe" und von „Vermummung" der Kinder. — Aus Athenaeus l. c. ist für unsere Frage nichts zu ersehen. Er gibt nur an, dass man diese Art der Gabensammlung (ἀγερμός) in Rhodus „schwälbeln" (χελιδονίζειν) nannte und dass sie alljährlich im Monat Boëdromion wiederholt wurde. Er führt diesen Gebrauch auf Kleobulos von Lindos zurück, der aus Anlass einer Teuerung auf diese Weise Ausgleich und Abhilfe schaffte. — Nach Bent, Cyclades, London 1885 p. 434, werden Schwalbenlieder noch jetzt in

Kythnos (Thermia) und in Macedonien (am 1. März) vorgetragen. Ein modernes griechisches Schwalbenlied zitiert Thompson S. 189 nach Fauriel, Chants de la Grèce mod. I. p. XXVIII. Christ a. a. O. verweist auf Passow, Neugriechische Volkslieder Nro. 305—8. Das in „Des Knaben Wunderhorn“ aufgenommene Lied v. Praetorius: „Es ist kommen, es ist kommen der gewünschte Frühlingsboth“ ist nach Biese, Zeitschr. f. vergl. Litteraturgesch. N. F. I S. 412, lediglich eine Übersetzung des rhod. Bettelliedes. — Damit verwandt ist das Bettellied der sogen. κορωνισταί, das von Athen. VIII p. 359e dem Phoenix aus Kolophon zugeschrieben wird. Aus dem Wortlaute dieses Gedichtes muss man wohl folgern, dass diese Bettler, die „für eine Krähe“ Gaben sammelten, wirklich einen lebenden Vogel bei sich hatten. Da aber die Krähe leicht zu zähmen und zu erhalten ist, so ergibt sich aus dieser Annahme gar keine Schwierigkeit. Zweifellos hat Aristophanes den Eingang seiner „Vögel“, wo die beiden Atheuer mit solchen Vögeln auftreten, derartigen volkstümlichen Gebräuchen nachgebildet. Vgl. Ilgen, Poes. Mendicorum Graec. Spec. in Opusc. Var. Philol. I p. 129 ff., Fauriel a. a. O. p. CIX.

[10]) Unrichtig übersetzt Biese, Naturgefühl I S. 96: Die Schwalbe hat sich aufgemacht.

[11]) σκέψασθε, παῖδες· οὐχ ὁρᾶθ'; ὥρα νέα, χελιδών.

[12]) Darauf ruft der Chor (v. 421 f.): *„Ein köstlicher Streich! Das hast du pfiffig ausgedacht. Wie wenn du Nesseln vor der Ankunft der Schwalben gegessen hättest, hast du den Diebstahl ausgeführt.“* Die Nessel (ἀκαλήφη) wurde nach den Scholien in besondere Beziehung zur Schlauheit gesetzt und im Vorfrühling (πρὸ χελιδόνων) gegessen. Später im Jahre galt sie als ungeniessbar. Vgl. Blaydes z. d. St.

[13]) Ἄγγελε κλυτὰ ἔαρος ἁδυόδμου, κυανέα χελιδοῖ. Vgl. A. 8.

[14]) καὶ λιγυρὴ μερόπεσσι συνέστιος εἴαρι κῆρυξ / ὀρθριον ὕπνον ἄμερσε λάλος τρύζουσα χελιδὼν / ἀρτιφανής, κτλ. Der Dativ εἴαρι statt des Genetivs ist jedenfalls durch die Rücksichtnahme auf die Quantität zu erklären.

[15]) καὶ ῥόδον ἀγγέλλουσα καὶ ἀνθεμόεσσαν ἐέρσην / ἔσσομαι εἰαρινοῖο φίλη Ζεφύροιο χελιδών, κτλ.

[16]) Hierher gehört vielleicht Sapphos 88. (52.) Frg.: Τί με Πανδίονις ὦ (ἔ)ραννα χελίδων, in dem Thompson S. 189 die Spur des volkstümlichen ὥρα νέα, χελιδών (Aristoph. Equ. 419) zu entdecken glaubt. Doch ist dieser Einfall kaum ganz ernst zu nehmen. Denn auch Th. selbst hat keinen Versuch gemacht, seiner Konjektur durch Herstellung einer verständlichen Lesart greifbare Gestalt zu geben. Vielleicht fuhr die Dichterin fort: „Was erinnerst du mich an den Frühling?“ und brachte dann ihre eigene Stimmung zu dieser Botschaft in Gegensatz. Auch Anacreons freundliche Anrede (frg. 67): *Angenehm singende, liebliche Schwalbe* (ἀδυμελές, χαρίεσσα χελιδοῖ) stammt wahrscheinlich aus einem Frühlingsgedichte. Diese beiden kleinen, aber doch so anregenden Bruchstücke liefern wiederum einen Beleg, wie gross der Verlust ist, den wir durch die Vernichtung eines grossen Teils der altgriechischen Lyriker erlitten haben. Denn dass die Schwalbe unter allen Vögeln am häufigsten gerade in der Lyrik, und zwar in Frühlingsliedern, genannt war, beweist auch eine scherzhafte Stelle des Aristophanes (Av. 1300 f.). Als Beleg dafür, wie die Menschen für die Vögel schwärmten, wird hier angeführt, dass alle Leute am liebsten solche Lieder sangen, *in denen irgend etwas von einer Schwalbe vorkam.* Das ist offenbar eine Anspielung auf verschiedene alte Frühlingslieder, die damals noch bekannt waren. Wenn die Scholien z. d. St. auch nur mehr ein einziges Lied des Simonides (frg. 74) zu nennen wissen, so braucht uns dies nicht in unserer Überzeugung irre zu machen, dass viele, oder wenigstens manche Lieder aus der besten Zeit, die hier einzureihen wären, verloren gegangen

sind. — Beispiele aus der lateinischen Poesie für die Bedeutung der Schwalbe als Frühlingsbotin: Ovid. Fasti II 853 und Hor. Epist. I 7, 13. Vgl. auch Cornif. rhet. IV 61; Col. XI, 2, 21 f. — Gleicher Popularität erfreute sich die Schwalbe in der dekorativen Malerei der Alten, wofür, abgesehen von den erhaltenen Resten dieser Kunst, das 41. Frg. des Komödiendichters Eubulus (bei Athen. XIII 562 c) Zeugnis ablegt.

[17]) . . . εἶτα χελιδών, / ὅτε χρὴ χλαῖναν πωλεῖν ἤδη καὶ ληδάριόν τι πρίασθαι.

[18]) Vgl. Parrot, Materialien zur bayer. Ornithologie II S. 18.

[19]) Μία χελιδὼν ἔαρ οὐ ποιεῖ. Vgl. auch Aristot. Eth. Nic. I 6 (7) 16.

[20]) δεῖσθαι δ' ἔοικεν οὐκ ὀλίγων χελιδόνων.

[21]) Ὦ Ζεῦ, χελιδὼν ἆρά ποτε φανήσεται;

[22]) Diese Stelle wird von Thompson S. 188 unrichtig erklärt. Er meint, die Schwalbe sei hier angerufen wegen der Eigenschaft der Thesmophorien als Frühlingsfest, was dem Sinne des Verses widerspricht.

[23]) Πυθοῦ χελιδὼν πηνίκ' ἄττα φαίνεται. Dieser Vers wird auch dem Aristoph. zugeschrieben (frg. 601). Vgl. Meineke und Kock z. d. St. Eine andere Erklärung gibt nach letzterem M. Haupt (Herm. V 190). Er zieht die bei Hesych. und Phot. überlieferte sprichwörtliche Redensart πυθοῦ χελιδόνος heran und möchte die Stelle so umschreiben: „Wann wird man πυθοῦ χελιδόνος sagen können?“ (was nur zur guten Jahreszeit möglich ist); d. h. „Wann wird es endlich Frühling werden?“ Dieser Erklärung scheint indes die grammatische Konstruktion zu widersprechen. Bezüglich des Ausdruckes π. χ. finden wir bei Schneidewin - Leutsch, Paroem. Graec. II p. 631 die trotz falscher Begründung doch richtige Erklärung: ἐγκαίρως ποίει τὰ σαυτοῦ d. h. Was du tust, das tue zur rechten Zeit! Π. χ. würde also besagen: Erkundige dich nach der Schwalbe! s. v. a: Sieh zu, ob die Schwalben schon da sind, bezw. ob es wirklich Frühling geworden ist! Vom Frühling wurde diese Redensart dann übertragen auf jede andere zum Handeln geeignete Zeit.

[24]) Es wird genannt bei Aristoph. frg. 569 v. 4; Theocr. XIII 41; Parthen. frg. 30; Nicander, Ther. 857; Anth. Pal. XI 130 (Pollianus); endlich von Pankrates bei Athen. XV 677 f.

[25]) V. 32 f. . . . χελιδονίοισι δὲ τέλλει / ἄνθεσιν ἰσοδρομεῦσα, χελιδόσιν. Das Komma fügt Wilamowitz - Möllendorff hinzu.

[26]) Plin. H. N. II 47, 122; Theophr. H. Pl. VII 15, 1.

[27]) Dagegen haben die *Schwalbenfeigen* (χελιδόνιαι ἰσχάδες), die im 1. Frg. des Kom. Epigenes (Athen. III 75 c), in einem anonymen Komikerfragment (Com. frg. adesp. 111) und in einer Hetärenerzählung des alex. Dichters Machon (bei Athen. XIII 582 f., v. 26) erwähnt werden, nach Athen. XIV 652 f. ihren Namen von ihrer schwarzroten Farbe, die, wie es scheint, mit der Färbung der Dorfschwalbe verglichen wurde. Vgl. Poll. 6, 81, Plin. N. H. XV 18, 71 sowie ein unsicheres Komikerfragm. bei Kock III S. 634 Nr. 1342. In ähnlicher Weise nannte man eine Hasen-Varietät *Schwalbenhasen* (χελιδόνειος δασύπους) nach der oben schwärzlichen, unten weisslichen Färbung dieser Tiere. Diphilus gebrauchte dieses Wort in seiner Komödie Ἄγνοια (frg. 1, bei Athen. IX 401 a). — Beide Bezeichnungen gehören eigentlich nicht zu unserem Gegenstande; aber wegen ihrer scheinbaren Verwandtschaft mit den im Texte angeführten glaubte ich, sie nicht übergehen zu sollen.

[28]) Nach Aristot. H. A. V 9, 3 und IX 49 B 3 (vgl. Plin. X 29 (43) 85) hält die Nachtigall einen Winterschlaf, während sie VIII 16 nicht im Verzeichnis der Winterschläfer aufgeführt ist. Aber die Bezeichnung ἄγγελος ist wohl nicht anders zu deuten als durch die Annahme, dass der „Bote“ von auswärts eintrifft, um seinen Auftrag, die frohe Botschaft vom Nahen des Frühlings, auszurichten. Diese Erklärung

scheint dem genauen Wortsinne am besten zu entsprechen. Dass auch die Stellen, an denen vom Frühlingsgesange der N. die Rede ist, von dieser Anschauung ausgehen, ist nicht zu beweisen. Doch zeigt Anth. Pal. IX 88, dass die Annahme des Winterschlafes in Bezug auf die N. nicht allgemein verbreitet war.

[29]) Vgl. Vogelgesang S. 73, 80.

[30]) Aristot. H. A. VI 7, 1 spricht nur vom „Erscheinen“ und „Verschwinden“ des Kuckucks, nicht aber ausdrücklich von seinem Zuge (ähnlich IX 49 B 7); er nennt ihn aber auch nicht unter den Winterschläfern. Demnach scheint er ihn doch für einen Zugvogel zu halten. Nach Ael. N. A. III 30 wird der K. gesehen vom Beginne des Frühlings bis zum Aufgange des Sirius. Vgl. Plin. H. N. XVIII 26 (66), 249.

[31]) ἦμος κόκκυξ κοκκύζει δρυὸς ἐν πετάλοισι / τοπρῶτον, τέρπει τε βροτοὺς ἐπ' ἀπείρονα γαῖαν· κτλ.

[32]) Vgl. Vogelgesang S. 21 ff.

[33]) χὠπόθ' ὁ κόκκυξ εἴποι κόκκυ, τότ' ἂν οἱ Φοίνικες ἅπαντες / τοὺς πυροὺς ἂν καὶ τὰς κριθὰς ἐν τοῖς πεδίοις ἐθέριζον.

[34]) πρόσθε βοῆς κόκκυγος ἐαρτέρου.

[35]) Für die genauere Bestimmung dieses Raubvogels bieten die Angaben bei Aristot. De part. an. III 7, 13; H. A. VI 6, 3 sowie VIII 3, 1 und 17 wenig sichere Anhaltspunkte. Deshalb geht Hammerschmidt (Die Ornithologie des Aristot. Progr. Speier 1897, S. 55) von einer Notiz Erhards (Fauna der Cykladen I 44) aus, dass auf den Cykladen noch heute der schwarze Milan (Milv. ater) den gleichen Namen trägt, was freilich bezüglich Attikas nicht zutrifft (Vgl. Heldreich, La Faune de Grèce). Nach freundlicher Mitteilung des Herrn Dr. Othmar Reiser, Kustos am Landesmuseum in Sarajevo, dessen Werk über die Vögel Griechenlands demnächst erscheinen wird, kommt daneben auch der rote Milan (Milv. regalis) in Betracht. Von beiden Arten erscheint die Hauptmenge im Frühjahr, während einzelne Individuen freilich auch im Winter vorkommen. Die Angaben bei Krüper-Hartlaub, Griech. Jahreszeiten, III S. 169, die den roten Milan auszuschliessen scheinen, sind gerade in dieser Frage nicht ausreichend. — Herodot. II 22 bezeichnet den ἰκτῖνος für Oberägypten als Standvogel.

[36]) Von der Sitte bezw. Unsitte der alten Athener, Scheidemünzen im Munde zu tragen, ist in den Stücken des Aristoph. öfters die Rede. Vgl. Kock z. d. St.

[37]) V. 500 ... ΠΕΙ. καὶ κατέδειξέν γ' οὗτος (sc. ἰκτῖνος) πρῶτος βασιλεύων / προκυλινδεῖσθαι τοῖς ἰκτίνοις. ΕΥΕ. νὴ τὸν Διόνυσον, ἐγὼ γοῦν / ἐκυλινδούμην ἰκτῖνον ἰδών· κτλ.

[38]) D. i. dieselbe Volksklasse, die auch bei der Ankunft der Schwalbe in erster Linie interessiert war.

[39]) Die Gleichsetzung des Comp. προκυλινδεῖσθαι mit dem Simplex unterstützt den Scherz. Denn jenes bedeutet, wie lat. provolvi, ein unterwürfiges Sichniederwerfen (vgl. Demosth. XIX 338); dieses dagegen bezeichnet einfach die Gebärde des Sich-Wälzens, die als Ausdruck der höchsten Gemütsbewegung, sowohl der Freude, wie hier, als auch der Trauer, z. B. Hom. Il. XXII 414, gelten kann. Vergl. auch Kock z. d. St., der bezüglich einer entsprechenden Sitte beim Anblicke des ersten Storches auf Philostr. Epist. 44 verweist. Derselbe zitiert Mannhardt in Haupts Ztschr. XII S. 400, um auf eine ähnliche Begrüssung des Kuckucks durch deutsche Bauern aufmerksam zu machen. „Sich wälzen“ = sich unbändig freuen ist auch bei uns ein nicht unbekannter Ausdruck. Die betr. Gebärde hat ausserdem im Tierreiche (Hund, Schwein u. a.) die treffendsten Analogien. — Die Ausg. v. Blaydes bleibt bei der wörtlichen Übersetzung (adorare) stehen.

[40]) Aristoph. Av. 713 f. setzt seine Ankunft vor die der Schwalbe. Nach Geminus, Isagog. in Arat. Phaen. wurde seine Ankunft in den verschiedenen Kalendern meist einige bezw. mehrere Tage vor der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche angesetzt. (Vgl. Ausg. v. Manitius, S. 228, 1, 6 und 11.)

[41]) Es ist hier daran zu erinnern, dass Homer für die Kleinvogel-Welt noch wenig Sinn verrät, wie er z. B. Od. V 65 ff. die idyllische Insel der Kalypso mit Eulen, Habichten und Meerkrähen bevölkert. Das Interesse für solche Vögel nahm mit dem Fortschreiten der Kultur und Sentimentalität immer mehr ab, während das Gefühl für das Sinnige, Feine und Liebliche wie überall (vgl. Biese, Naturgefühl I S. 64 ff.) so auch hier sich steigerte. Vgl. auch d. Anhang v. Ameis-Hentze z. d. St.

[42]) ἰκτῖνος δ' αὖ μετὰ ταῦτα φανεὶς ἑτέραν ὥραν ἀποφαίνει, / ἡνίκα πεκτεῖν ὥρα προβάτων πόκον ἠρινόν· κτλ.

[43]) ἴδε πῶς νῆσσα κολυμβᾷ· / ἴδε πῶς γέρανος ὁδεύει. Der Kranich gilt sonst als Herbstvogel. Unter der *„Ente“* ist jedenfalls eine Wildente, die sich auf dem Frühjahrsdurchzuge befindet, zu verstehen. Als Frühlingsvogel ist diese ebensowenig charakteristisch wie der Kranich; denn die griechischen Gewässer bilden gerade im Winter das Massenquartier verschiedener nordischen Entenarten, die zu Beginn des Frühlings wieder nach ihren Brutplätzen abziehen. Die einzige Wildente, die wenigstens vereinzelt in Griechenland brütet, ist nach Krüper-H. S. 291 die Stockente (Anas boschas). Doch vermag diese nicht zu tauchen, sondern nur zu gründeln d. h. den Oberkörper ins Wasser zu senken. Das erstere tun nur die sog. Tauchenten. An eine solche müssen wir also hier denken, ohne die Art näher bestimmen zu können.

[44]) Später galt er als Männchen des Eisvogels. Vgl. Antigon. Hist. Mir. 23 f. (27 f.) u. a.

[45]) Wie diese Angabe mit der Sage von den halkyonischen Tagen (zur Zeit der Wintersonnenwende) in Übereinstimmung gebracht werden kann, ist mir unerfindlich. Vgl. Aristot. H. A. V 8, 8 ff. und das daselbst zitierte 12. (18.) Frg. des Simonides. Der erstere erklärt V 9, 2 den Eisvogel geradezu für einen ausschliesslichen Herbst- und Wintervogel.

[46]) Nach Krüper-H. S. 215 überwintert die Dohle in Griechenland und Kleinasien in grossen Scharen. Nach Abzug der nordischen Gäste im Februar und März begeben sich die einheimischen Dohlen an ihre Brutplätze.

[47]) Vielleicht wäre noch eine Stelle des Arat (v. 1094 ff.) beim Frühjahrszuge einzureihen; doch ist der Ausdruck dieser Verse zu unbestimmt gehalten, als dass wir sie für unsere Zwecke ohne weitläufige Erörterungen verwerten könnten.

[48]) A. a. O. lesen wir, dass die in Vögel verwandelten Gefährten Memnons alljährlich am Grabe ihres Königs in der kleinasiatischen Landschaft Troas erscheinen, ihn beklagen und Staub auf das Grab werfen. Dann beginnen sie ihm zu Ehren Kämpfe, nach Art der Leichenspiele, um dem Toten im Hades eine Freude zu bereiten. Dabei ruhen sie nicht eher, als bis es Verwundete und Tote gibt. Dies alles tun sie auf die Weisung von Memnons Mutter Eos, die auch ihre Verwandlung verursachte. Nach Plin. N. H. X 26 (37) und anderen davon abgeleiteten Stellen kamen diese Vögel aus Äthiopien, woher ja auch Memnon stammte. Vgl. Paus. X 31, 6, Dionys. De Avibus I 8, sowie Aelian N. A. V 1. Diese und andere einschlägige Stellen, bes. Ovid, Met. XIII 576—622, werden von Holland in seinem lehrreichen Programme „Heroenvögel in der griech. Mythologie“, Leipzig, Thomasgymn. 1895 eingehend gesichtet und besprochen. Wenn aber der Verfasser S. 17 darauf verzichtet, diese Vögel naturhistorisch zu klassifizieren, so müssen wir diese

Lücke in seinen Ausführungen auszufüllen trachten. Es handelt sich bei Hollands Untersuchungen nicht um die Memnonsvögel allein, sondern auch um die Achilles-, Diomedes- und Meleager-Vögel, die ebenfalls mit dem Kultus der Gräber oder Heiligtümer ihrer Heroen betraut erscheinen. Nur besteht zwischen den einzelnen Sagen der bedeutsame Unterschied, dass die letztgenannten drei Vogelarten an den betr. Örtlichkeiten auch nisteten, während die Memnonsvögel nur periodisch am Grabe ihres Heroen erschienen. Sie allein kommen daher für unser Thema in Betracht. Holland selbst gibt S. 17 mit Welcker (Ep. Cykl. II[2] 207) zu, dass die Heroenvögelsagen von den Gräbern der betr. Helden ausgingen und dass die dichtende und verknüpfende Phantasie angeregt und bestärkt wurde durch wirkliche Vogelscharen, die sich dort ständig oder periodisch zeigten. Halten wir uns an die natürlichen Ausgangspunkte der Sage, so können die ritterlichen Vogelkämpfer an Memnons Grabe nur Kampfläufer (Machetes pugnax) gewesen sein (vgl. Thompson S. 116). Diese verweilten auf ihrem Zuge (vgl. Krüper-H. S. 275), und zwar im Frühjahre auf der Reise von Afrika nach dem Norden, etwas länger an den ihnen zusagenden Plätzen der troischen Landschaft und gaben dabei ihre allgemein bekannten, auffallenden Kämpfe zum besten, bei denen es freilich nicht so blutig zugeht, wie es Quint. Smyrn. schildert. Doch das tut nichts zur Sache. Es fragt sich nur, ob eine andere Ableitung der Sage denkbar ist, und ich glaube, es wird nicht so leicht möglich sein, eine bejahende Antwort auf diese Frage zu geben bezw. zu begründen. Wenn aber Holland S. 18 darauf Gewicht legt, dass Aelian l. c. diese Vögel mit schwarzen Habichten vergleicht, und daraus weitere Schlussfolgerungen ableitet, so glaube ich, dass wir Aelians Angabe hier ohne weiteres auf sich beruhen lassen können, da sie nichts anderes ist als eine phantastische Ausbildung der Sage nach der mythologischen Richtung, die jeden Zusammenhang mit ihrem natürlichen Ausgangspunkte verloren hat. Und dieser liegt ohne Zweifel im Frühjahrszuge des Kampfläufers, für dessen Einsetzung in seine Rechte schon Cuvier eingetreten ist.

49) Darüber handeln viele Stellen der alten Komödie und der Anthologie, bes. des 6. Buches. Doch konnte ich diese nur insoweit hier berücksichtigen, als die Beziehung auf den Zug darin irgendwie zu Tage tritt. Wenn nicht, so gehören sie in das Kapitel des Vogelfanges.

50) Als Grund des Vogelzuges nach der herbstlichen Tag- und Nachtgleiche bezeichnet Aristot. H. A. VIII 12, 3 die Flucht vor dem herannahenden Winter. Vgl. Hom. Il. III 4. Derselbe Ausdruck bei Herodot. II 22 (über den Kranichzug).

51) ἄλλον δ' ἂν ἄλλῳ προσίδοις ἅπερ εὔπτερον ὄρνιν / κρεῖσσον ἀμαιμακέτου πυρὸς ὄρμενον ' ἀκτὰν πρὸς ἑσπέρου θεοῦ. Auch ἀνάριθμος im nächsten Verse (179) scheint durch die Vorstellung der unzähligen Vogelscharen veranlasst.

52) Über den Kranichzug vgl. Aristot. H. A. VIII 12, 3; ausführlicher IX 10, 1 f.; Herodot. II 22; Aelian N. A. II 1, III 13 (eine besonders reichhaltige Stelle); Dionys. De Avibus II 17; Plin. X 23 (30). Sonderbar ist, dass sowohl Thompson S. 41 als auch Krüper-H. S. 267 besonders den Frühjahrszug betonen, während fast alle griechischen Dichterstellen, wie auch Aristoteles, nur vom Herbstzuge sprechen. Vgl. auch Körner, Die Homerische Tierwelt, Berlin 1880, S. 62 ff.

53) Man beachte, dass der Ausdruck zuerst allgemein gehalten ist und auf den Vogelzug im ganzen sich bezieht. Dann erst wird auf die Kraniche speziell hingewiesen.

54) Dies ist vom griechischen Standpunkte aus gesagt; denn dort ist der Regen für den Winter ebenso charakteristisch wie bei uns der

Schnee. Vgl. Hesiod Op. 451. Weniger gut passt die Erwähnung der winterlichen Regengüsse auf die nördlichen Brutplätze der Kraniche.

[55]) Der Dichter nimmt, wie es scheint, an, dass die Kraniche von Griechenland aus in einem Tage ans Ziel gelangen.

[56]) Τρῶες μὲν κλαγγῇ τ' ἐνοπῇ τ' ἴσαν, ὄρνιθες ὥς, / ἠΰτε περ κλαγγὴ γεράνων πέλει οὐρανόθι πρό, αἵτ' ἐπεὶ οὖν χειμῶνα φύγον καὶ ἀθέσφατον ὄμβρον, / κλαγγῇ ταίγε πέτονται ἐπ' Ὠκεανοῖο ῥοάων, / ἀνδράσι Πυγμαίοισι φόνον καὶ κῆρα φέρουσαι· / ἠέριαι δ' ἄρα ταίγε κακὴν ἔριδα προφέρονται. (Übersetzung vorne nach Ameis). Eine anonyme Parodie dieser Stelle bei Brandt, Parod. Ep. Gr. rell. p. 102, v. 7—9. Vgl. auch Claudian XV 474 ff. und Juvenal XIII 167 ff.

[57]) Natürlich wurde auch im Frühjahre gepflügt. An unseren Stellen handelt es sich aber durchweg um die Herbstzeit, in die, wie es scheint, die Hauptarbeit des Pflügens verlegt war. Wurde ja doch für diesen Abschnitt des Jahres geradezu der Name „Saatzeit" (σπορητός) gebräuchlich, wie schon Hesiod l. c. von der „Pflügezeit" (ἄροτος) spricht. Vgl. Ideler, Handb. d. math. u. techn. Chron. I S. 242.

[58]) Φράζεσθαι δ', εὖτ' ἂν γεράνου φωνὴν ἐπακούσῃς / ὑψόθεν ἐκ νεφέων ἐνιαύσια κεκληγυίης· / ἥτ' ἀρότοιό τε σῆμα φέρει, καὶ χείματος ὥρην / δεικνύει ὀμβρηροῦ· κραδίην δ' ἔδακ' ἀνδρὸς ἀβούτεω.

[59]) Ὄρνιθος φωνήν, Πολυπαΐδη, ὀξὺ βοώσης / ἤκουσ', ἥτε βροτοῖς ἄγγελος ἦλθ' ἀρότου / ὡραίου· κτλ. Das letztere Wort wird von Biese (I S. 24) mit Unrecht auf den Frühling bezogen. Vgl. dagegen Hesiod Op. 616 f. sowie Arat 1075.

[60]) σπείρειν μέν, ὅταν γέρανος κρώζουσ' ἐς τὴν Λιβύην μεταχωρῇ, / καὶ πηδάλιον τότε ναυκλήρῳ φράζει κρεμάσαντι καθεύδειν, κτλ.

[61]) Vgl. die Epigramme zu Beginn des X. Buches der Anthologie.

[62]) δι' ἀέρος εἴθε ποτανοὶ / γενοίμεθα Λίβυες / οἰωνοὶ στολάδες / ὄμβρον λιποῦσαι χειμέριον / νίσσονται πρεσβυτάτᾳ / σύριγγι πειθόμεναι / ποιμένος, ὅς ἄβροχα / πεδία καρποφόρα τε γᾶς / ἐπιπετόμενος ἰαχεῖ. / ὦ πταναὶ δολιχαύχενες, / σύννομοι νεφέων δρόμου, / βᾶτε Πελειάδας ὑπὸ μέσας / Ὠρίωνά τ' ἐννύχιον, / καρύξατ' ἀγγελίαν, / Εὐρώταν ἐφεζόμεναι, / Μενέλαος ὅτι Δαρδάνου / πόλιν ἑλὼν δόμον ἥξει. In v. 1478 möchte ich δι' αἰθέρος lesen nach Aeschyl. Prom. 281. Um νίσσονται (v. 1482) konstruieren zu können, ist es nötig, entweder mit Hartung in v. 1481 χείμερον, αἳ zu lesen, oder, was das Einfachste wäre, nach v. 1480 einen Punkt zu setzen. Auch v. 1488 ist nach Nauck verderbt; er setzt δρόμου in Klammern. Das „Sitzen am Eurotas" scheint auf das Vorbild Homers zurückzugehen. Vgl. Il. II 459 ff. Übrigens ist der Ausdruck wenig passend: Die Kraniche stehen, Gänse und Schwäne dagegen sitzen viel häufiger und machen auch im Stehen wegen ihrer kurzen Füsse mehr den Eindruck des Sitzens.

[63]) Abgesehen von der ganzen Charakteristik vgl. die Feminina λιποῦσαι (v. 1481), πειθόμεναι (v. 1483), πταναὶ (v. 1487) und ἐφεζόμεναι (v. 1492).

[64]) Die „Vögel" des Aristoph. wurden i. J. 414, die Helena des Eur. i. J. 412 aufgeführt.

[65]) Diese Ansicht beruht im ersten Teile auf richtiger Beobachtung (vgl. auch (Aristot.) H. A. IX 10, 1); der zweite Teil dagegen, nämlich das hohe Alter dieser Führer, ist ebenso schwer wissenschaftlich zu beweisen als zu widerlegen. (Bzgl. anderer grosser Zugvögel, z. B. der Wildgänse, besteht die gleiche Annahme; vgl. Friderich, Naturgesch. d. deutschen V. S. 637.) Sicher ist nur, dass die Führer in unregelmässigen Zwischenräumen wechseln (Leverkühn). Ausserdem behauptet Naumann, Naturgesch. d. V. Mitteleuropas, Neue Aufl., Bd. VII S. 102, dass der Anführer meistens einer der grössten (d. h. der kräftigsten) aus der Schar ist.

[66]) Diese Stelle ist unverständlich übersetzt bei Biese, I. S. 52.

[67]) Vgl. Biese, Einige Wandlungen des Wunschmotivs, Ztschr. f. vrgl. Litteraturgesch. N. F. I S. 417 f.

[68]) ἠλιβάτοις ὑπὸ κευθμῶσι γενοίμαν, / ἵνα με πτεροῦσσαν ὄρνιν / θεὸς εἰνὶ ποταναῖς ἀγέλαις θείη.

[69]) Was freilich die *jähen Schluchten* mit dem Beflügelungswunsche zu tun haben, ist nicht ohne weiteres klar. Der Chor scheint zu meinen, dass in der Einsamkeit die Erfüllung dieses Wunsches leichter möglich wäre als mitten in der Stadt Troezen. Nach der Ausg. v. Barthold (Berlin, Weidmann 1880) ist der Gedankengang vielmehr: „Könnte ich mich doch tief in den Gründen der Erde bergen, oder wäre ich ein Vogel . . . !" Der Fehler läge dann in ἵνα, das zu korrigieren wäre. Doch ist die vorgeschlagene Änderung kaum empfehlenswert. — Paley versteht in s. Ausg. (Cambridge 1876) unter κευθμῶνες „Höhlen in glatten, unzugänglichen Felswänden, wo die Seevögel brüten". Es ist hier aber nicht an Brutvögel sondern an Zugvögel zu denken. — Biese, Naturgefühl I S 52 findet an unserer Stelle „die Stimmung eines reinen, von Nebenmotiven geläuterten Naturgefühls, das die Beflügelung um ihrer selbst willen sich wünscht." Doch davon kann hier doch wahrlich nicht die Rede sein. (Vgl. auch dess. Verfassers Artikel in der Ztschr. f. vergl. Litteraturgesch. N. F. I S. 418.) Freilich neigt sich auch Wilamowitz-Möllendorff, der in seiner Ausgabe des Hippolytos, Berlin 1891, S. 216 ff. die Stelle behandelt, dieser Auffassung zu. Aber indem er einen Zusammenhang des Liedes mit dem Inhalte des Dramas einmal annimmt, dann aber wieder in Abrede stellt, lässt seine Erklärung eine Lücke. Wir werden m. E. auch hier am sichersten gehen, wenn wir eine unwillkürliche Ablenkung der Tendenz des Dichters bei der Ausführung seines ursprünglichen Gedankens annehmen wie Hel. 1478 ff. Zuerst wünscht sich der Chor nur deshalb Flügel, um weit wegzueilen von dem Entsetzlichen, was hier geschehen soll. Daraus wird im Verlaufe der Darstellung (i. d. Antistrophe) der Wunsch, zu den Gestaden der Seligen zu gelangen.

[70]) V. 4 ἄστρων σύνεγγυς ἵπταμαί τε καὶ κράζω.

[71]) V. 3 ἡνίκα σοι κεχμηὸς ἐπέπτατο φορτίδι νηὶ / οὖλον ἀνηρίθμων κεῖνο νέφος γεράνων.

[72]) Etwas Ähnliches berichtet Plin. X 23 (33) 69 von den Wachteln. Aber auch von diesen glaubte man, dass sie Sand oder Steine als Ballast mit sich trügen. Vgl. A. 130. Freilich lesen wir die gleiche Geschichte auch bzgl. einer Art von Fischen (lolligines) bei Plin. XXXII 2 (6), 15. Hier kann nur an das eigene Gewicht der Fische gedacht werden.

[73]) Vgl. den richtigen Ausdruck *„lange Reihen"* bei Arat 1031.

[74]) Vgl. Welcker Kl. Schr. I 100 ff. Die Sage wird erzählt bei Plutarch, de garrul. 14. Christ, Gesch. d. gr. Litt[3], S. 160 führt die Sage auf eine etymol. Spielerei zurück, da für die Kraniche auch der Name ἴβυκες (Trompeter) gebräuchlich gewesen zu sein scheint.

[75]) V. 3 . . . γεράνων νέφος . . ., v. 6 τῶνδε διὰ κλαγγὴν . . .

[76]) Vgl. Hom. Od. III 269 ff.

[77]) Freilich kann man daraus nicht folgern, dass es dem Verfasser des ersteren als Muster vorlag. Es kann in beiden Gedichten direkte Nachahmung Homers vorliegen.

[78]) Über den Kr. als Wetterpropheten vgl. Theophr. Sign. III 1, IV 3; Geopon. I 3, 12; Ael. N. A. I 44, III 14, VII 7. Vgl. auch Vergil, Georg. I 374 f., eine von Arat unabhängige Stelle, während Aen. X 264 ff. ein Kompilation griechischer Motive darstellt.

79) καὶ δ' ἂν που γέρανοι μαλακῆς προπάροιθε γαλήνης / ἀσφαλέως τανύσαιεν ἕνα δρόμον ἤλιθα πᾶσαι. / οὐδὲ παλιρρόθιοί κεν ὑπεύδιοι φορέοιντο.

80) οὐδ' ὑψοῦ γεράνων μακραὶ στίχες αὐτὰ κέλευθα / τείνονται, στροφάδες δὲ παλιμπετὲς ἀπονέονται.

81) χαίρει*) καὶ γεράνων ἀγέλαις**) ὡραῖος***) ἀροτρεύς / ὥριον ἐρχομέναις, ὁ δ' ἀώροις αὐτίκα μᾶλλον· / αὕτως γὰρ χειμῶνες ἐπέρχονται γεράνοισι, / πρώια μὲν καὶ μᾶλλον ὁμιλαδὸν ἐρχομένῃσιν / πρώιοι· αὐτὰρ ὅτ' ὀψὲ καὶ οὐκ ἀγεληδὰ φανεῖσαι / πλειότερον φορέονται ἐπὶ χρόνον οὐδ' ἅμα πολλαί, / ἀμβολίῃ χειμῶνος ὀφέλλεται ὕστερα ἔργα.

*) Auf dieses Wort ist kein allzugrosses Gewicht zu legen. Der Ton liegt entschieden auf μᾶλλον v. 1076. Nicht unter allen Umständen freut sich der Pflüger über das Erscheinen des Kr. — sind sie doch Vorboten des Winters und noch dazu Feinde der Saat —, sondern besonders dann, wenn sie durch ihr spätes Eintreffen den Winter gewissermassen zurückhalten.

**) Vgl. A. 59.

***) Vgl. Eur. Hippol. 734.

82) Man beachte auch hier, wie Il. III 2ff., dass der Ausdruck vom Allgemeinen zum Speziellen übergeht!

83) τῶν δ', ὥστ' ὀρνίθων πετεηνῶν ἔθνεα πολλά, / χηνῶν ἢ γεράνων ἢ κύκνων δουλιχοδείρων, / Ἀσίῳ ἐν λειμῶνι, Καϋστρίου ἀμφὶ ῥέεθρα, / ἔνθα καὶ ἔνθα ποτῶνται ἀγαλλόμενα πτερύγεσσιν, / κλαγγηδὸν προκαθιζόντων, σμαραγεῖ δέ τε λειμών, / ὣς τῶν ἔθνεα πολλὰ κτλ. Vgl. Vergil Aen. VII 699 ff. und Georg. I 383 f.

84) Allerdings wäre dann ἢ—ἢ zur Bedeutung von καὶ-καὶ abgeschwächt. Ich kann aber nicht glauben, dass sich Homer eine ungemischte Gesellschaft solcher Vögel — also entweder nur Gänse oder nur Kraniche oder nur Schwäne — vorgestellt habe. Am allerwenigsten wäre bei der Annahme eines Schwanenzuges das Wort κλαγγηδόν zu verstehen, da diese Vögel auf der Weide keinen Ton hören lassen, während die Kr. bei solchen Gelegenheiten grossen Spektakel machen (Lev.). Andererseits passt ἀγαλλ. πτ. auf die grauen Kr. viel weniger gut als auf die prächtig weissen Schwäne. Vgl. Kommentar und „Anhang“ von Ameis-Hentze z. d. St.

85) ἀλλ' ὥστ' ὀρνίθων πετεηνῶν αἰετὸς αἴθων / ἔθνος ἐφορμᾶται, ποταμὸν πάρα βοσκομενάων, / χηνῶν ἢ γεράνων ἢ κύκνων δουλιχοδείρων, κτλ.

86) Beispiele bei Krüper-H. S. 287. Solche Sammelplätze nennt man in Smyrna „die Arche Noahs“.

87) V. 1 f. Γέρανοι γεωργοῦ κατενέμοντο τὴν χώρην / ἐσπαρμένην νεωστὶ πυρίνῳ σίτῳ. V. 10 φεύγωμεν, ἐκραύγαζον, εἰς τὰ Πυγμαίων.

88) V. 1 f. Αὔλαξι λεπτὰς παγίδας ἀγρότης πήξας / γεράνους σποραίων πολεμίας συνειλήφει. V. 5 οὐκ εἰμὶ γέρανος, οὐ σπόρον καταφθείρω. V. 11 ἔλαβόν σε σὺν ταῖς τἄργα τἀμὰ πορθούσαις.

89) V. 21 γέρανοι συνήντων καὶ τὸ συμβὰν ἠρώτων. Über die Zeitbestimmung vgl. A. 148. Aristot. H. A. VIII 12, 6 gibt dagegen als Wanderzeit der Kr. den Monat Μαιμακτηριών (Mitte Nov. bis Mitte Dez.) an; das wäre fast ein Monat später, als bei uns in Deutschland der Durchzug gewöhnlich beobachtet wird.

90) V. 8 ἄρκυν τε κλαγερῶν λαιμοπέδαν γεράνων. Vgl. Horat. epod. 2, 35 f. advenam laqueo gruem / . . captat . .

91) Ὁ πρὶν ἐγὼ καὶ ψῆρα καὶ ἁρπάκτειραν ἐρύκων / σπέρματος, ὑψιπετῆ Βιστονίαν γέρανον, / κτλ. V. 4 s. A. 149.

92) ἁ αἴξ τὰν κύτισον, ὁ λύκος τὰν αἶγα διώκει, / ἁ γέρανος τὤροτρον, ἐγὼ δ' ἐπὶ τὶν μεμάνημαι.

93) Zu v. 5: Die Amsel bleibt als Standvogel den Winter über in Griechenland; v. 8 f. . . . ἀνυπόδητος ὄρθρον περιπατεῖν / γέρανος.

[94]) Diese Annahme leite ich aus der Erklärung von Ameis-Hentze ab, der ἠέριαι auf den Tag nach der Ankunft der Kraniche bezieht. Über die Dauer der Reise vgl. A. 55.

[95]) Vgl. Kinkel Ep. gr. frgg. I p. 63.

[96]) Vgl. A. 106—108.

[97]) Den Text vgl. bei A. 87.

[98]) V. 6 Ῥωμαίοις δ' οὐδεὶς πρὸς γεράνους πόλεμος. Erklärung nach der frz. Ausg.

[99]) Ἀσφαλέως οἴκησον ἐν ἄστεϊ, μή σε κολάψῃ / αἵματι Πυγμαίων ἡδομένη γέρανος. Vgl. Priap. 47 (auf eine sehr kleine Frau) und zu v. 2 Ovid, Fast. VI 176.

[100]) ὡς δ' ὅτ' ἀπ' Αἰθιόπων τε καὶ Αἰγύπτοιο ῥοάων / ὑψιπετὴς γεράνων χορὸς ἔρχεται ἠεροφώνων, / Ἄτλαντος νιφόεντα πάγον καὶ χεῖμα φυγοῦσαι, / Πυγμαίων τ' ὀλιγοδρανέων ἀμενηνὰ γένεθλα· / τῇσι δ' ἄρ' ἱπταμένῃσι κατὰ στίχας εὐρέες ἐσμοὶ / ἠέρα τε σκιάουσι καὶ ἄλλυτον ὄγμον ἔχουσιν· κτλ.

[101]) Diese richtige Ableitung geben die Schol. zu Hom. Il. III 6; nur gehen sie fälschlich von der abgeleiteten Bedeutung des Wortes πυγμή = Faustkampf aus. Die Feindschaft zw. P. und Kr. leiten sie davon ab, dass diese jenen die Saat beschädigen und dadurch Hungersnot im Lande verursachen. Darnach wären die P. die Angreifer, was mit der Stelle Homers nicht übereinstimmt..

[102]) Dieselbe Angabe in Schol. Wech. zu Anth. Pal. XI 369 nach Eustath. zu Hom. Il. III 6. — Über die angebliche Kampfesweise der Pygmäen (auf Widdern) vgl. Schol. zu Hom. Il. III 6 und genauer Plin. VII 2, 26. Dabei wird aber die Grundlage der Sage wiederum insofern verschoben, als die P. offensiv vorgehen, indem sie Eier und Junge der Kr. vernichten. Da jedoch die Kr. im Süden nicht nisten, hat diese Ausschmückung der Sage keinen rechten Sinn; man müsste denn daran denken, dass ihr Erfinder eine doppelte Brut der Kr., im Norden wie im Süden, angenommen habe. Die älteste Darstellung eines Kampfes zw. Kr. u. P. findet sich am Fusse der sog. François-Vase (in Florenz). (Vgl. Amelung, Führer durch die Antiken in Florenz, 1897 S. 223 ff.) Genaueres über P.-Darstellungen in der klass. Kunst bei Jahn, Arch. Beitr. 418 ff., Stephani, Compte-rendu 1865 S. 119 ff. sowie Overbeck, Pompeji S. 583 f. In der Alexandrinischen Kunst wurde das Gebiet der Sage dadurch erweitert, dass die Pygmäen nicht nur mit Kranichen sondern auch mit anderen Tieren z. B. Krokodilen und Nilpferden zusammengestellt wurden.

[103]) Die Schol. z. Opp. Hal. I 623 erklären die Pygmäen kurzweg für Affen. Ob dieser Erklärung eine weiter verbreitete Ansicht zugrunde liegt, ist schwer festzustellen.

[104]) Auf ihn beruft sich Bender, „Die märchenhaften Bestandteile der homerischen Gedichte." Progr. Darmstadt 1878, S. 11. Er glaubt die Pygmäen-Frage einfach durch diesen Hinweis zu lösen.

[105]) Bender freilich glaubt, das ägyptische Wissen Homers könne so weit gereicht haben, wenn er auch Gladstones Übertreibungen (Homer und sein Zeitalter, D. Ausg. Jena 1877 S. 227 ff.) zurückweist. Durch die Güte des Hrn. Univ.-Prof. Dr. Hommel in München werde ich nachträglich aufmerksam gemacht, dass Dümichen in der Einleitung z. Ed. Meyers Gesch. des alten Ägyptens, Berlin 1887, S. 7 Anm. aus einer Tempelinschrift von Karnak die Bekanntschaft der alten Ägypter mit zwergenhaft kleinen Menschen aus dem südl. Oberägypten nachweist. Die Möglichkeit eines Zusammenhanges bleibt also bestehen. Wir müssten dann annehmen, dass die Natur hier von beiden Seiten, vom Norden und vom Süden, dem Mythus entgegengekommen sei, was freilich ein höchst merkwürdiges Zusammentreffen wäre. Ausser-

dem scheint die Figur der „Fäustlinge“ nicht einmal für die Sage vom Kranichkrieg erfunden, sondern aus einer noch älteren Zeit übernommen zu sein. Sie sind ursprünglich das Non plus ultra der Kleinheit, erwiesen sich aber ebendadurch neben den hochbeinigen Kranichen als zu klein, sodass die Erklärer in Übereinstimmung mit der bildenden Kunst sie auf Grund einer falschen Etymologie zur Grösse einer Elle heranwachsen liessen. Demnach ist durch die Gegnerschaft der Kr. die ursprüngliche Grösse der Pygmäen nicht etwa herabgedrückt, sondern vielmehr gesteigert worden. Auch die Fixierung ihrer Wohnsitze im Süden geht dann vielleicht auf die Kraniche zurück.

[106]) Ktes. Ind. II p. 250, 294 (nach P.-Benseler); Strabo II C. 70, XV C. 711; Plin. VI 19, 70; VII 2, 26; Gell. IX 4, 10; Philostr. Vit. Apoll. III 47.

[107]) Plin. IV 11 (18), 44.

[108]) Eusthenes in Müller's Hist. graec. III 732 (nach Pape-Benseler). — Dazu kommt noch Karien nach Plin. V 29, 108 f.

[109]) Dass es in den Tropen keinen Winter gibt, scheint man zur Zeit der Entstehung der P.-Sage in der betr. Gegend begreiflicherweise nicht gewusst oder nicht bedacht zu haben; ebensowenig natürlich, dass die Wärme südlich des Äquators wieder abnimmt und dass der nördlichen kalten Zone eine noch kältere südliche entspricht.

[110]) Dass nach Homer u. a. Autoren die Kr. auf der Flucht vor dem Winter begriffen sind, kann meine Ansicht nicht erschüttern. Der Mythus ist eben bei Homer schon mit einem zweiten Elemente durchsetzt, mit den Anfängen naturgeschichtlicher Erkenntnis. (Vgl. S. 17.) Die letztere fasst die Kraniche, der Analogie mit anderen Vögeln entsprechend, als Flüchtlinge, die erstere dagegen als Vorkämpfer. Keine noch so entsprechende Deutung (vgl. die Erklärung v. Sybel's, A. 111!) vermag diesen immanenten Widerspruch ohne Rest auszugleichen.

[111]) Zur Pygmäen-Sage vgl. Gruppe, Griech. Myth. S. 393 A. 1. Der Verfasser beschränkt sich, ohne den Versuch einer Entwirrung der Frage zu machen, darauf, neben den lit. und kunsthist. Nachweisen die Vermutungen von Bender (vgl. Anm. 104!) als unwahrscheinlich zu bezeichnen. Wenn dieses Urteil schon von dessen Hinweis auf die afrikanischen „Zwergenvölker“ zu gelten hat, so müssen wir es in noch höherem Grade auf den 2. Teil von B.'s Aufstellungen beziehen. Dieser meint nämlich, der Name „Kraniche“ könne der Spitzname einer afr. Völkerschaft gewesen sein, die den Akka benachbart war und sich mit ihnen in häufiger Fehde befand. — Eine sorgfältig durchgeführte logische Konstruktion der Entstehung des Mythus gibt v. Sybel, Die Mythologie der Ilias. Marburg 1877, S. 7 ff. Seine von Bender zu Gunsten der ethnographischen Erklärung beiseite gesetzten Darlegungen, auf die ich erst nachträglich durch letzteren aufmerksam gemacht wurde, stimmen mit den meinigen in vielen Punkten überein, nur dass der letzte Grund des Mythus, der Kampf der Jahreszeiten, noch verhüllt bleibt. — Nach Thompson S. 43 erscheint die P.-S. in Indien in der Geschichte von der Feindschaft zwischen den Garuda-Vögeln und einem Volke mit Namen Kirata d. h. Zwerge, das bei Ael. N. A. XVI 22 und von Megasth. bei Plin. VII 2, 25 erwähnt ist. Thompson fügt hinzu: Es ist leicht möglich, dass diese Fabel eine tatsächliche Grundlage besitzt in der Verfolgung des Vogel-Strausses durch eine zwergenhafte Menschenrace. Er verweist ausserdem auf Tysons Essay betr. d. P. — Der P.-Artikel bei Roscher ist noch ausständig. Preller, Gr. Myth.[3] II S. 218f. bietet wenig. — Eine eigenartige Hypothese finde ich zum Schlusse in der Neuauflage von Naumanns Naturgesch. d. V. Mittel-Europas, Bd. VII S. 112. Der berühmte Ornithologe meint, die Sage verdanke gewiss dem Umstande ihr Entstehen, dass man das Abwehren der Schaden ver-

breitenden Kraniche in südlichen Ländern meistens Kindern überlässt, gegen die sie weniger Furcht als gegen Erwachsene haben. Doch kann ein allgemein verbreiteter, einheimischer Volksgebrauch kaum als Quelle eines derartigen Mythus bei dem nämlichen Volke in Betracht kommen.

[112]) Vgl. auch Anton. Lib. 16.

[113]) Dazu käme nach meiner Auffassung das S. 21 f. besprochene anonyme Epigramm Anth. Pal. VII 543.

[114]) ἐκ μέν γε Λιβύης ἧκον ὡς τρισμύριαι / γέρανοι, θεμελίους καταπεπωκυῖαι λίθους. Droysen hat die Stelle nicht genau übersetzt. Nicht als Ballast für den Kranichflug sollen in diesem Falle die Steine dienen, sondern zur Fundamentierung und zum Baue der Mauer.

[115]) μετὰ τῶν γεράνων τ' ἐκεῖθεν ἀναχωρῶ πάλιν, / ἀνθ' ἕρματος πολλὰς καταπεπωκὼς δίκας. Aus dem Singular ἕρματος ersieht man, dass jedem Kranich nur ein Stein zugeschrieben wurde. Dazu stimmt Aristot. H. A. VIII 12, 8. Nehmen wir an, der Sykophant meine die nordöstlich von Athen gelegenen Inseln, so stimmt die Richtung seiner Rückreise mit der des herbstlichen Kranichzuges überein.

[116]) Als Beispiele für die Vergleichung eines Vogels bezw. seiner Glieder mit einem Schiffe bezw. seinen Teilen (oder umgekehrt) notierte ich mir folgende Stellen: Hom. Od. XI 125; Hesiod. Op. 628; Eur. Iph. T. 289, 1346, Jon 161; Apollon. Rhod. II 1258, IV 238 ff.; Anth. Pal. VII 202 (Anyte), X 6, v. 6 (Satyrus).

[117]) Zur Erklärung des Kranichsteines als ἕρμα vgl. Aristot. VIII 12, 8; Ael. N. A. II 1 und III 13.

[118]) καὶ γεράνων ἀτίνακτον ἐμιμήσαντο πορείην, / αἵ στομάτων ἐντοσθεν ἀοσσητῆρα κελεύθου / λᾶαν ἐλαφρίζουσι καταχθέα, μή ποτε κείνων / ἱπταμένων πτερὰ κοῦφα παραπλάγξειεν ἀήτης, / κτλ.

[119]) γέρανοι λίθους καταπεπωκυῖαι. ἐπὶ τῶν προνοητικῶς τι ποιούντων. Bei Thompson S. 43 steht fälschlich καταπεπτωκυῖαι.

[120]) Antigon. Hist. mirab. 40 (46) weiss noch nichts davon; der erste Schriftsteller, der die Sache erwähnt, ist Plinius. Dionys. De Av. II 17 spricht von den „Wächtern“, ohne den Stein zu erwähnen; er kennt nur die zur Orientierung dienenden Steine wie Schol. Aristoph. Av. 1136 f.

[121]) Der Kranich hat ja weder Kropf noch Kehlsack (Lev.); das wussten jedenfalls auch die alten Jäger. Damit ist aber freilich nicht erwiesen, dass die Dichter nicht doch einen Kropf beim Kranich voraussetzten und meinten, darin — nicht im Magen — trage er den Stein.

[122]) Vgl. (Aristot.) H. A. IX 10, 2, wo diese bekannte Eigentümlichkeit der Kraniche zuerst erwähnt wird, aber noch ohne den Stein. Dagegen erklärt der echte Aristot. H. A. VIII 12, 8 die ganze Annahme der Kranichsteine für falsch, was seiner wissenschaftlichen Einsicht nur Ehre macht.

[123]) Der echte Physiologus weiss sonderbarerweise vom Kranich nichts zu berichten; vgl. Lauchert, Geschichte des Physiologus, Strassburg 1889, S. 142, wo erst aus einem späten, romanischen Physiologus eine entsprechende Stelle angeführt wird. (Vgl. Isid. XII c. 7, 15.) Dagegen erwähnt Philes, De An. Propr. XI, beide Arten der Kranichsteine.

[124]) Wenn Horapollo II 94 dieses Bild — freilich ohne den Stein ausdrücklich zu erwähnen — ein ägyptisches Symbol nennt, so wird hiebei der spätere Einfluss griechischer Vorstellungen zu erkennen sein. Denn nach H. Dr. Karl Dyroffs freundlicher Mitteilung ist der wachhaltende Kranich weder unter den Hieroglyphen zu finden, noch spielt er sonst in der altägypt. Literatur eine Rolle. Vielleicht beruht die ganze Notiz auf einer missverständlichen, gräcisierenden Deutung eines der vielen Vögel der Hieroglyphen-Schrift.

[125]) Beispiele in v. Hefner's Handbuch der Heraldik, Görlitz 1887, S. 81. — Dass den Kr.-Steinen die wunderbare Kraft, das Gold auf seine Echtheit zu prüfen, zugeschrieben wurde, will ich nur nebenbei erwähnen. Vgl. Aristot. H. A. VIII 12, 8; Ael. N. A. III 13, 20.

[126]) Wollte der Kr. von seinem Steine Gebrauch machen, so musste er nach der Ansicht der Alten ihn heraufwürgen und „ausspeien". (Aristot. und Ael. l. c.) Vgl. die Jungenfütterung und Gewöllbildung vieler Vögel, die eine solche Analogie nahelegte. Die Schol. z. Aristoph. Av. 1429 sprechen allerdings davon, dass der Kr. den Stein im Schnabel (oder im Schlunde?) (ἐν τῷ στόματι) trage. Fast der gleiche Ausdruck bei Nonn. Dionys. XL 516; vgl. A. 118. Doch ist auf eine solche Ungenauigkeit späterer Angaben nicht allzuviel Gewicht zu legen.

[127]) Hier könnte freilich auch der gleichnamige Fisch gemeint sein. So wenigstens fasst Athen. VIII 338 d das Wort auf.

[128]) Dagegen wird bei Horat. Epod. 2, 35 f. der erlegte Kr., ebenso wie der Hase, als „angenehme Beute", d. h. als guter Braten bezeichnet. Dabei ist natürlich, wie v. 55 ff., der Standpunkt des einfachen Landmannes vorausgesetzt.

[129]) Ich folge hier Leverkühns dankenswerten, auf persönlichen Beobachtungen fussenden Mitteilungen. Bei Naumann finde ich nichts darüber. — Trotzdem mag ich an keine andere Möglichkeit der Erklärung denken. Der Anteil, den unverbürgte, übertreibende Erzählungen von Jägern an solchen Fabeln haben, kann nicht scharf genug betont werden.

[130]) Dionys. De Avib. I 30; Plin. X 23 (33), 69.

[131]) Ael. N. A. V 29.

[132]) Aristot. H. A. VIII 16, 2 nennt den Storch nur als Winterschläfer. Vom Zuge des St. sprechen Plin. X 23 (31) und Ael. N. A. III 23; auch Plutarch, Vit. Luc. 39 ist darauf zu beziehen.

[133]) Für Griechenland kommen besonders die Graugans (Anser cinereus) und die Saatgans (A. segetum) in Betracht. Vgl. Krüper-H. S. 288.

[134]) V. 2 ἧκα παραστείχων δολίην ὁδόν, οἷος ἐκείνας / ψεύσασθαι λοξοῖς ὄμμασι φερβομένας.

[135]) Das κορωνοβόλον hält der frz. Herausgeber für eine Schleuder, die bes. für die Erlegung von Krähen üblich war. Jedenfalls war es eine derbe Waffe. Grotius dachte an einen Bogen.

[136]) Z. B. μώνυχες ἵπποι u. a.

[137]) V. 2 χῆνας . . . ἀσπέτους, ποιηβόρους.

[138]) Beide Arten des Schwans, der Singschwan (Cygn. musicus) und der Höckerschwan (C. olor), besonders aber der erstere, überwintern in Griechenland. Vgl. Krüper-H. S. 287. Aristot. H. A. VIII 12, 13 zählt den Schwan mit dem Kranich, dem Pelikan und der Gans zu den Herdenvögeln (ἀγελαῖοι τῶν ὀρνίθων), kennt ihn also nur vom Zuge her.

[139]) Es ist von den weissen thrakischen Pferden des Rhesus die Rede: στίλβουσι δ' ὥστε ποταμίου κύκνου πτερόν.

[140]) Vgl. Vogelgesang S. 81 f.

[141]) Vgl. die beim Kranich angeführten Parallelstellen.

[142]) Bezgl. der Dohlen vgl. A. 46. Die Stare sind in Griechenland fast nur Herbst- und Wintergäste. (Vgl. Krüper—H. S. 218.) Es scheint aber doch im Herbste ihre Anwesenheit viel mehr bemerkt worden zu sein als im Winter. Denn Aristot. H. A. VIII 16, 3 nennt den Star einen Vogel, der in Höhlen überwintert (φωλεῖ). Man sah also jedenfalls im Winter nur wenige Stare, während sie im Herbste sehr zahlreich waren.

[143]) . . . ἴρηκι ἐοικώς / ὠκέϊ, ὅστ' ἐφόβησε κολοιούς τε ψῆράς τε. Aus der Partikel τε—τε schliesse ich, dass Homer an eine aus Dohlen und Staren **gemischte** Gesellschaft gedacht hat.

[144]) τῶν δ', ὥστε ψαρῶν νέφος ἔρχεται ἠὲ κολοιῶν, / οὖλον κεκλήγοντες, ὅτε προΐδωσιν ἰόντα / κίρκον, ὅ τε σμικρῇσι φόνον φέρει ὀρνίθεσσιν, κτλ. Auch hier ist ἠὲ wie Il. II 460 und XV 692 nicht als ausschliessende, sondern als anreihende Partikel zu fassen. Vgl. A. 84. Eine anonyme **Parodie** dieser Stelle aus der Zeit d. Dio Chrysost. bei Brandt, Parod. Ep. Gr. rell. p. 102, v. 10 ff.

[145]) Man könnte daraus folgern, dass die erstere Stelle jünger ist als die letztere.

[146]) Dagegen missglückte anderen Dichtern die Übertragung dieser Metapher auf den Kranich. Vgl. S. 22. Νέφος von Vögeln überhaupt: Aristoph. Av. 295, von Sperlingen: 578.

[147]) V. 3 . . . καὶ γὰρ ἄκριτον πλῆθει / μέλαν κολοιῶν ἔθνος ἦλθε δυσφώνων, / ψᾶρές τ' ὄλεθρος σπερμάτων ἀρουραίων.

[148]) Das älteste Zeugnis dafür bei Hesiod Op. 614 ff. **Ideler**, Handbuch d. Chron. I S. 241 ff. setzt den Frühuntergang der Plejaden auf den 26. Oktober.

[149]) Den Text vgl. bei A. 91. V. 4 . . . πτανῶν εἶργον ἄπωθε νέφος.

[150]) V. 5 ἡνίδε καὶ κίχλην καὶ κόσσυφον, ἡνίδε τόσσους / ψᾶρας, ἀρουραίης ἅρπαγας εὐπορίης· / καρπῶν δηλητῆρας ἐλεῖν θέμις· ὄλλυτ' ἐκείνους· κτλ.

[151]) Unter dem Namen κίχλη sind sämtliche europ. Drosselarten zu verstehen. (Vgl. unsere „Krammetsvögel"!) Drei Unterarten kennt (Aristot.) H. A. IX 20; doch ist die Identifikation im einzelnen nicht ganz sicher. Auf die Wachholderdrossel (Turd. pilaris) scheint sich H. A. VI 1, 6 zu beziehen.

[152]) Diese Stelle handelt vom Drossel- und Taubenfang in Schlingen, die am Schlafplatze jedenfalls zur Zugzeit oder während des Winteraufenthaltes angebracht sind.

[153]) Das Gleiche wäre bezüglich des Vogels σπίνος (Fink?) zu sagen, der in dieser Verbindung öfters bei den Komikern genannt wird. Daneben kämen besonders die in Griechenland scharenweise durchziehenden, aber selten brütenden Taubenarten: φάττα (Ringeltaube) und τρυγών (Turteltaube) in Betracht.

[154]) Ἔν τινι μυρσινῶνι κίχλα ἐνέμετο.

[155]) Die Vorliebe der Vögel für Myrtenbeeren wird dreimal in den „Vögeln" des Aristoph. erwähnt: V. 82, 160, 1100.

[156]) V. 4 f. χειμῶνι δ' εἶς ἄφαντος / ἢ Νεῖλον ἢ 'πὶ Μέμφιν. Herodot II 22 bezeichnet die Schwalben für Oberägypten als Standvögel.

[157]) V. 965 f. φαινόμενοι ἀγεληδὰ καὶ ἰρήκεσσιν ὁμοῖα / φθεγξάμενοι.

[158]) Vgl. Aristot. H. A. VIII 12, 9 ff. und, davon abhängig, Plin. X 23 (33).

[159]) Anth. Pal. VI 121 (?) (Callimachus) und 273 (Tempelhain bei Ephesus); vgl. Tacit. Ann. III 61.

[160]) Apoll. Rhod. I 419, 537; IV 1703; Callimach. hymn. II 59; Anth. Pal. IX 550 (Antipater).

[161]) Hom. Od. V 123, XV 404 (von anderen auf Delos bezogen); Hesiod. frg. 85; Pind. Ol. VI 92, Pyth. II 6, Nem. I 2; Bacchyl. IV 8; ein Orakel bei Paus. V 7, 3.

[162]) Vgl. Soph. Trach. 213, Schneidewin z. d. St. Dagegen bezieht Wunder-Wecklein[8] die Stelle auf die Insel O. bei Syrakus.

[163]) τύμβος δὲ γείτων ὄρτυγος πτερουμένης. Schol. M. liest πετρουμένης (in einen Felsen verwandelt).

[164]) Ähnlich ist auch der geogr. Name Γεράνεια *(Kranichstein)*, ein durch Schiffbrüche berüchtigtes Vorgebirge in Megaris, zu erklären. Vgl. Simonid. frg. 114, Euphorion frg. 66 (Düntzer).

[165]) ὥσπερεὶ χειμὼν ἄρα / ὀρνιθίας εἰς τὴν ἀγορὰν ἐλήλυθας.

[166]) Beispiele bei Krüper-H. S. 308.

[167]) Auf diese Erklärung bringt mich ein Zusatz in den Scholien zu v. 877. Sie erklären χειμὼν ὀρνιθίας zuerst als heftigen Wintersturm, durch den auch die Vögel umkommen, bzw. als Orkan, durch den sie zu Boden geworfen werden infolge des kalten Lufthauches. Dann fügen sie bei: „Symmachus dagegen meint, dieses Wetter habe seinen Namen daher, dass während desselben (d. h. im Winter) diese Vögel erscheinen (ἐπιφαίνεσθαι) wie bei Arat (v. 1077).“ So unklar an sich diese letztere Erklärung bleibt, so kann sie doch auf die richtige Erkenntnis führen, wenn wir sie mit den im Texte zitierten Angaben des Aristot. und denen der neueren Naturforscher zusammenhalten. — Von anderer Art sind die bei Beginn des Frühlings zur Ankunftszeit der Schwalbe wehenden *venti Septentrionales, qui vocantur Ornithiae,* bei Col. XI 2, 21 (vgl. Plin. H. N. II 47, 122), die mit dem oben (S. 9) erwähnten *Schwalbenwind* identisch zu sein scheinen. Für diese Luftströmung wäre nicht χειμών, sondern ἄνεμος die zutreffende Bezeichnung. Das erstere Wort dagegen ist wohl am besten auf ein wirkliches Winterwetter zu beziehen.

[168]) ὅσον τὸ πλῆθος κατέπεσεν τῶν ὀρχίλων. Betr. der Identifikation des ὀρχίλος vgl. Aristoph. Av. 568 und (Aristot.) H. A. IX 11, 5. Aus der Vergleichung beider Stellen kann man mit Thompson den Schluss ziehen, dass der ὀρχίλος mit dem an der letzteren Stelle geschilderten τροχίλος identisch ist. Auf die gegebene Beschreibung passt am besten der Zaunkönig. Bei Aristoph. hat aber dieses Wort entschieden noch eine obszöne Nebenbedeutung. Vgl. d. Schol. z. d. St.

[169]) πεδοίκου χελιδόνος. Hesych. 2, p. 898, der die Stelle überliefert, erklärt das Wort = συνοίκου (mit den Menschen zusammenwohnend). Diese Erklärung scheint der Verbesserung fähig. Freilich ist πέδα (= μετά) = σύν; aber dennoch hat μέτοικος im Sprachgebrauche eine durchaus andere Bedeutung angenommen als σύνοικος. Es bezeichnet speziell einen „Beisassen“ d. h. einen Fremden, der in einem anderen Staate sich angesiedelt hat und dort das Schutzrecht geniesst.

[170]) V. 4 τὸν ξένον ἃ ξεῖνα, τὸν θερινὸν θερινά.

[171]) Ein Frg. des Callimachus (Schneider II p. 719), das von Thompson auf den Storch als Zugvogel bezogen wird, will ich wegen der Unsicherheit des Textes in formeller und inhaltlicher Hinsicht ganz aus dem Spiele lassen.

[172]) V. 321 ἐς πέλαγος μέγα τοῖον, ὅθεν τέ περ οὐδ' οἰωνοὶ / αὐτόετες οἰχνεῦσιν, ἐπεὶ μέγα τε δεινόν τε.

[173]) Dadurch mildert sich auch der Widerspruch, in dem diese Stelle zu Hom. Il. III 3 ff. steht. Denn dort herrscht die Anschauung, dass die Kraniche zu ihrer Reise an die Südgrenze der Erde nur kurze Zeit, vielleicht nur einen Tag, brauchen. Vgl. A. 55.

[174]) Ὄρνιθες τίνες οἶδ'; ὠκεάνω γᾶς τ' ἀπὺ πεῤῥάτων / ἦλθον πανέλοπες ποικιλόδειροι τανυσίπτεροι.

[175]) καὶ γῆν ἐπέπτου καὶ θάλατταν ἐν κύκλῳ. An beiden Stellen ist es freilich eine Frage, ob der Dichter wirklich an den Zug gedacht hat, oder ob er die Vögel nur im allgemeinen als weitherumfliegende Geschöpfe charakterisieren wollte. Im ersteren Falle bestände ein Widerspruch zu v. 103 ff. (Winter-Schlaf bzw. -Mauser.) Doch würde dies, bei der allgemeinen Färbung des Ausdruckes an ersteren beiden Stellen, in keiner Weise störend auffallen. Eine ähnliche Vorstellung liegt v. 1470 f. zugrunde.

[176]) V. 1 Αἴαν ὅλην νήσους τε διϊπταμένη σὺ χελιδών.

[177]) αἰθέρα θ' ἁγνὸν πόρον οἰωνῶν.

[178]) . . . οὐ δέ κε φαίης / τόσσον νηΐτην στόλον ἔμμεναι, ἀλλ' οἰωνῶν / ἰλαδὸν ἄσπετον ἔθνος ἐπιβρομέειν πελάγεσσιν.

[179]) Vgl. A. 116.

[180]) Nach Leverkühn. Vgl. auch Radde, Ornis caucasica, S. 47, 470 ff.

[181]) Über diesen Gegenstand gibt es aus dem 17. und 18. Jahrh. eine ausgedehnte Literatur, die mit allen Mitteln philologischer und philosophisch-theologischer Gelehrsamkeit für die Idee des Winterschlafes der Vögel arbeitet. Für Interessenten zitiere ich die aus der Bibliothek Leverkühn mir freundlichst zur Verfügung gestellten Werke: Christ. Schmidichen, Dissert. philosoph. de hibernaculis hirundinum. Leipzig 1671. M. Joh. Praetorius, Winter-Flucht der nordischen Sommer-Vögel. Leipzig 1678 (speziell über „Storchs und Schwalben Winter-Quartier".) Jak. Theod. Klein, Vögelhistorie, Leipzig und Lübeck 1760, (S. 357 ff.), eine deutsche Übersetzung von desselben Autors Historiae avium prodromus, Lübeck 1750 (S. 195 ff.). Ludw. Reichenbach, Blicke in das Leben der Tierwelt. Dresden und Leipzig 1843, S. 67 f. — Vgl. ferner die Zusammenstellung bei A. und K. Müller, Tiere der Heimat I A. S. 86 f. sowie den neuesten Beitrag zu dieser Frage in einem Artikel von Schenkling in der Ztschr. St. Hubertus XXI S. 499.

[182]) Aristot. H. A. VIII 16 nennt als Winterschläfer: Weih, Schwalbe, Storch, Amsel, Turteltaube, Haubenlerche, Ringeltaube, Drossel, Star und Käuzchen. Freilich muss ich beifügen, dass Aristot. nirgends von einem eigentlichen Schlafe, sondern nur von einem Leben im Versteck (φωλεῖν) spricht. Da er jedoch von bekannten Säugetieren, z. B. dem Bären, denselben Ausdruck gebraucht, so ist die Sache trotzdem nicht zweifelhaft.

[183]) Vgl. Plin. X 24 (34), 70; 29 (41), 76.

[184]) τὸν δὲ μέτ' ὀρθογόη Πανδιονὶς ὦρτο χελιδὼν / ἐς φάος ἀνθρώποις, ἔαρος νέον ἱσταμένοιο. Das Patronymikon Π. erklärt sich aus der Verwandlungsgeschichte der Schwalbe. — Meine Auffassung der Stelle finde ich durch die Hesiod-Ausg. v. K. Sittl, Athen 1889 bestätigt.

[185]) ἡ μὲν χελιδὼν αὐτὸ (τὸ) θέρος, ὦ γύναι, / λαλεῖ. Vgl. Vogelgesang S. 61 u. A. 117 daselbst.

[186]) Mit einer leichten Änderung glaube ich statt τὴν ἐαρινὴν ὥραν: τ. θερινὴν ὥ. lesen zu dürfen. Denn erstens ist der erstere Begriff viel zu eng und zweitens wird gewöhnlich nicht der Frühling, sondern der Sommer dem Winter entgegengesetzt. Vgl. die Texte in A. 170 u. 185.

[187]) οὐχ, ἀλλὰ τὸν χειμῶνα πάντα τὤρνεα / πτερορρυεῖ τε καὖθις ἕτερα φύομεν. Eine poëtische Lizenz liegt auch in πάντα. Denn nur von einem kleinen Teile der Vögel, den Winterschläfern, gelten diese Worte.

[188]) Vgl. Aristot. H. A. VIII 16, 2: „Man hat schon oft Schwalben, die gänzlich der Federn entblösst waren, (im Winter) in Felsklüften gefunden". Kurz darauf wird von der Turteltaube berichtet, dass sie während des Winterschlafes die Federn verliere (πτερορρυεῖ, vgl. Aristoph. Av. 106).

[189]) Das Verdauungsschläfchen, dem er sich nach der Aussage seines Dieners eben hingibt (v. 81 f.), hat natürlich mit dem Winterschlafe nichts zu tun. Es dient nur dazu, die Spannung der Zuschauer zu erhöhen, bis der Wiedehopf endlich selbst erscheint.

[190]) Bzgl. eines (möglichen) zweiten Widerspruches, da der Wiedehopf ein Zugvogel, kein Winterschläfer ist, vgl. A. 175.

[191]) Vgl. A. 154 und 155.

[192]) V. 1097 ff. χειμάζω δ' ἐν κοίλοις ἄντροις, / Νύμφαις οὐρείαις ξυμπαίζων· / ἠρινά τε βοσκόμεθα παρθένια / λευκότροφα μύρτα, Χαρίτων τε κηπεύματα.

[193]) Anders ist eine scheinbar verwandte Stelle des A e s c h y l u s (Eum. 22 f.) zu erklären. Die Priesterin in Delphi begrüsst bei ihrem Eintritte in den Tempel verschiedene Gottheiten und spricht u. a.: *„Ich bezeige meine Verehrung aber auch den Nymphen, die in der korykischen Felsenhöhle, der vogelfreundlichen, der Einkehr von Göttern, wohnen.“* Die Felsenhöhle ist also ein Aufenthaltsort von Vögeln. Doch zu welcher Jahreszeit? Jedenfalls nicht im Winter! Denn wie sollte man zu dieser Annahme gelangt sein, da der Parnass um diese Zeit doch unzugänglich ist? Ausserdem werden b e s t i m m t e Schlafstätten der Vögel nirgends angegeben und konnten auch nicht angegeben werden, da ja die These des Winterschlafes der Vögel der Wirklichkeit im allgemeinen widerspricht. Demnach kann die korykische Grotte bloss zur Brutzeit als geschützter Wohnort von Vögeln gedacht werden. Welche Vögel der Dichter meint, ist nicht schwer festzustellen; denn nur wenige Arten passen zu den angegebenen Verhältnissen. Vor allem der Alpensegler (Cypselus melba); sodann, nach H. Dr. Othmar R e i s e r s gütigen Mitteilungen, die Felsenschwalbe (Hirundo rupestris), die Felsentaube (Columba livia) und besonders die Alpendohle (Pyrrhocorax alpinus), eventuell auch die Alpenkrähe (Fregilus graculus), sämtlich höhlenbewohnende Brutvögel des Parnass-Gebietes, die ihre Nester stets in den kaminartigen Spalten der oberen Wölbungen grosser Höhlen anbringen. Vgl. auch Krüper-Hartlaub, deren nun veraltete, aber doch gut kennbare Nomenklatur ich durchweg beibehielt, an den betr. Stellen. — Bezgl. der korykischen Grotte vgl. u. a. das bei Antigon. Hist. Mir. 127 (141) zitierte Frg. des Philoxenus. — Auch der Name eines Vorgebirges in Lycien, des *Schwalbenfelsens,* der im 5. Frg. des A p o l l o n i u s R h o d. (v. 5 Χελιδονίης ἀπὸ πέτρης, Michaelis) genannt ist, muss jedenfalls von einer Vogelkolonie abgeleitet werden, die nach H. Dr. Othm. R e i s e r s freundlicher Mitteilung so gut wie sicher aus Mauerseglern (Turmschwalben, Cyps. apus) bestand. Möglicherweise könnte auch der eben genannte Alpensegler (Cyps. melba) dort angesiedelt gewesen sein. Dabei müssen wir freilich eine Verwechslung zwischen Schwalben und Seglern annehmen; aber die Unterscheidung zwischen beiden, äusserlich so nahe verwandten Vogel-Familien ist auch heutzutage nur in wissenschaftlichen Kreisen bekannt; das Volk hält sie noch immer für identisch.

[194]) Vgl. A. 156.

[195]) Vgl. (Aristot.) H. A. IX 49 B, 1 ff. über Amsel, Drossel und Nachtigall. Bei dieser Art der „Verwandlung“ ist die Kontinuität der Art nicht unterbrochen; denn der Vogel behält in beiden Gestalten den gleichen Namen bei.

[196]) Dadurch erklärt sich eine Notiz bei (Aristot.) H. A. IX 49 B, 4 f. über die συκαλίδες und μελαγκόρυφοι. Dort lesen wir nämlich: „Auch diese verwandeln sich ineinander. Es ensteht aber die συκ. um die Zeit des Frühherbstes (ὀπώρα), der μελ. jedoch sogleich nach dem Spätherbste. Auch diese Vögel unterscheiden sich nur durch Farbe und Stimme voneinander. Dass es aber ein und derselbe Vogel ist, geht daraus hervor, dass man schon beide (Arten) im Zustande der Verwandlung gesehen hat, ohne dass diese schon vollständig war, sodass sie die Merkmale beider Arten noch an sich hatten.“ Um das Nähere festzustellen, halten wir uns zunächst an die Etymologie. Συκαλίς ist jedenfalls ein Vogel, der besonders gerne Feigen frisst, μελαγκόρυφος ein Vogel, der einen schwarzen Scheitel hat. Beide müssen, das lehrt der Zusammenhang, H e r b s t - und W i n t e r g ä s t e in Griechenland sein, da ausdrücklich gesagt ist, dass sie zu dieser Zeit „entstehen“. Da passt

nun als μελ. vor allem unser Schwarzplättchen (Sylvia atricapilla), das zwar in den griech. Gebirgen auch als Brutvogel vorkommt, aber doch meistens, besonders in den Gärten, nur ausserhalb der Brutzeit bemerkt wird (vgl. Krüper-H. S. 241 f.), während das verwandte Samtköpfchen (S. melanocephala) als allgemein bekannter Brutvogel kaum in Betracht zu ziehen ist. Συκ. dagegen kann alle übrigen graubraungefärbten Grasmückenarten umfassen. Besonders tut sich unter diesen die Gartengrasmücke (S. hortensis) als Feigenfresser hervor. Die Schwarzplättchen werden in Griechenland besonders im Spätherbst und Winter bemerkt; die anderen Arten halten meist nicht so lange aus. Was ist nun aber von dem Übergangsstadium beider Arten zu halten, das die Wurzel der Verwandlungsgeschichte zu sein scheint? Zu dieser Fabel gaben jedenfalls mausernde Schwarzplättchen Veranlassung, die im Jugendkleide eine braune Kopfplatte (wie die Weibchen zeitlebens) haben, während der Mauser aber an dieser Stelle braun und schwarz gefleckt erscheinen. Wegen ihrer von den alten Männchen abweichenden Färbung wurden diese jungen Vögel, ebenso wie die Weibchen, mit den übrigen Grasmücken (συκαλίδες) verwechselt, und die gefleckte Kopfplatte im Übergangskleide wurde als Beweis für die Verwandlung der einen Art in die andere angesehen. Wenn aber (Aristot.) H. A. IX 15, 2 den μελ. wegen seiner hohen Eierzahl mit den Meisen vergleicht und Alex. Mynd. bei Athen. II 65b den μελ. und die συκ. ohne weiteres unter die Meisen (αἰγίθαλοι) einreiht, so beruht dieser Irrtum auf einer naheliegenden Verwechslung mit der ebenfalls schwarzscheiteligen Sumpfmeise (Parus palustris), die von der in Griechenland viel häufigeren Tannenmeise (Parus ater) wahrscheinlich nicht unterschieden wurde. Der grosse Unterschied in der Lebens- und Ernährungsweise beider Vögel und die feineren Verschiedenheiten im Körperbau wurden dabei freilich übersehen, da Färbung und Grösse so ziemlich übereinstimmen. Vgl. Thompson S. 163, der zugleich über die abweichenden Ansichten von Sundevall und Aubert-Wimmer referiert.

[197]) So erklärt sich ganz einfach das Missverständnis bei (Aristot.) H. A. IX 49 B, 4 hinsichtlich der gegenseitigen Verwandlung der ἐρίθακοι und φοινίκουροι. Den ersteren nennt der Verfasser einen Wintervogel, den letzteren einen Sommervogel und fügt hinzu, dass sie sich in nichts unterscheiden als in der Farbe. Der φοινίκουρος ist seinem Namen entsprechend jedenfalls ein Rotschwänzchen, und zwar Ruticilla phoenicura, das Gartenrotschw., ein Sommervogel, der zwar nach Krüper-H. S. 245 nicht in Griechenland brütet, aber so spät nordwärts fortzieht und so früh wieder erscheint (April bzw. Sept.), dass er irrtümlich wohl als Brutvogel gelten konnte. Der erstere dagegen ist so gut wie sicher das Rotkehlchen (Erithacus rubecula), das in der Haltung mit dem Rotschwänzchen viele Ähnlichkeit besitzt, in der Farbe dagegen merklich abweicht. Es ist ein allgemein bekannter Wintervogel in Griechenland (Krüper-H. S. 244). Das Gartenrotschwänzchen wird also im Winter vom Rotkehlchen abgelöst, wodurch die Verwandlungsgeschichte entstand. Wenn aber Sundevall den ἐρίθακος umgekehrt dem Gartenrotschwänzchen gleichsetzt, so bringt er den an und für sich klaren Sachverhalt aus unzureichenden Gründen in Verwirrung, was Thompson S. 57 zutreffend bemerkt.

[198]) Wenn ich den Sperber statt des Habichts einsetze, so tue ich dies deshalb, weil des ersteren Grösse mit der des Kuckucks so ziemlich übereinstimmt, während der Habicht viel grösser ist. Auch sagt Aristot. H. A. VI 7, 3, dass der Kuckuck an Grösse und Flug dem kleinsten unter den ἱέρακες ähnlich sei; und H. A. VIII 3, 1 unterscheidet er als Unterarten des genus ἱέραξ den „Taubenhabicht“ (φαβοτύπος, unseren

„Habicht") und den „Finkenhabicht" (σπιζίας, unseren „Sperber"). Der letztere ist also bei der Verwandlungsgeschichte des Kuckucks einzusetzen. Vgl. Hammerschmidt S. 55 u. 56.

[199]) Aristot. H. A. VI 7, 2f. widerspricht dieser Fabel aus dem im Texte angegebenen Grunde und anderen, mehr oder weniger richtigen Erwägungen. Der Verfasser des IX. Buches der Tiergeschichte (49 B, 7) nimmt dagegen eine Verwandlung des Kuckucks in Farbe und Stimme an, wie bei der Amsel, Drossel und Nachtigall. Vgl. A. 195.

[200]) V. 4 ὃς ἦρι μὲν φανέντι διαπάλλει πτερὸν / κίρκου λεπάργου· δύο γὰρ οὖν μορφὰς φανεῖ / παιδός τε χαὐτοῦ νηδύος μιᾶς ἄπο· / νέας δ' ὀπώρας ἡνίκ' ἂν ξανθῇ στάχυς, / στικτή νιν αὖθις ἀμφινωμήσει πτέρυξ. / ἀεὶ δὲ μίσει τῶνδ' ἄπ' ἄλλον εἰς τόπον / δρυμοὺς ἐρήμους καὶ πάγους ἀποικιεῖ. Vgl. Plin. H. N. X 29 (44). Dagegen teilt Welcker dieses Fragment dem Tereus des Sophocles zu.

Über die Identifikation des κίρκος λέπαργος vgl. Thompson S. 84. Eine zutreffende Deutung steht noch aus; denn Sundevalls Kornweihe (Circus cyaneus) hat ganz andere Wohnplätze. Ausserdem darf zwischen ἔποψ und κίρκος λέπ. kein bedeutender Unterschied in der Grösse bestehen. Da λέπαργος bei Theocr. IV 45 und Nic. Ther. 349 dem Esel („Grautier") als Attribut beigelegt wird, so denke ich mit Leverkühn an den aschgrauen Rotfussfalken (Falco vespertinus), der an Grösse etwas hinter einer Haustaube zurückbleibt.

[201]) Zwischen Tereus und dem Wiedehopf hat der Dichter eine doppelte Beziehung hergestellt, durch ein etymologisches Wortspiel (ἔποψ = ἐπόπτης τῶν αὐτοῦ κακῶν, v. 1) und durch die Schilderung des W. als eines in voller Waffenrüstung prangenden Vogels (v. 3). Zwischen dem Sohne des Tereus dagegen und dem „hellgrauen Falken" besteht kein engeres Band. Der Vogel entspricht dem Knaben nur insofern, als er verhältnismässig zart und weniger wehrhaft zu denken ist. Von seiner Raubvogelnatur müssen wir dabei freilich ebenso absehen, wie von dem harmlosen Wesen des ersteren. Denn nicht auf die naturgeschichtliche Bedeutung des Vogels kommt es hier an, sondern nur auf die Symbolik der Federholle des Wiedehopfs, die einem Helmbusche gleichgesetzt wird.

[202]) Die im Text genannte Stelle aus d. IX. Buche der H. A. ist nur auf die daselbst zitierten Verse des Aeschylus zurückzuführen. Eine andere Stelle (IX 15, 1) ist eine wenig veränderte Wiederholung der erstgenannten, aber ohne Zitat. Plin. X 25 (36) nennt den Wiedehopf einen Zugvogel.

[203]) Vgl. Thompson S. 55, Grimm, D. Myth. S. 394.

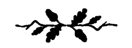
[204]) Zum Schlusse seien mir noch einige allgemeine Bemerkungen gestattet.

Biese (vgl. S. 2) hat mir seinerzeit vorgehalten, dass ich die Entwickelungsgeschichte des Naturgefühls in der antiken Poesie so gut wie gar nicht berücksichtige und auch nicht zu wissen scheine, dass es darüber eine reiche Literatur gibt. Was zunächst die letztere Ausstellung betrifft, so kann ich versichern, dass ich sein schönes Buch „Die Entwicklung des Naturgefühls bei den Griechen und Römern", Kiel 1884, schon i. J. 1893 benützte und seit 1897 selbst besitze, sowie dass ich ausserdem eine ganze Menge einschlägiger Literatur gelesen habe. Dass ich sie nicht in dem Masse, wie ich wünschte, benützen konnte, ist nicht meine Schuld. Bezüglich des ersteren Vorhaltes aber bin ich mir bewusst, durch Zusammenordnung miteinander verwandter Dichterstellen und durch sorgfältige, ins einzelne eingehende Vergleichung derselben, auch ohne allzu reichliches Prunken mit den jetzt üblichen, sattsam bekannten Schlagwörtern, zur Förderung des ganzen Problems am ehesten etwas beitragen zu können.

Mir will es im Gegenteil scheinen, als ob Biese zu viel verallgemeinere. Gewiss beruhen die von ihm aufgestellten Kategorien des naiven, sympathetischen und sentimental-idyllischen Naturgefühls auf unanfechtbar richtigen Beobachtungen. Aber es lässt sich nicht alles in diesen Rahmen zwängen. Denn wie die literarischen Erscheinungen einer späteren Zeit manchmal schon in frühere Perioden ihre Schatten vorauswerfen, so stehen noch in unvergleichlich höherem Grade die späteren Perioden unter dem Einflusse der vorausgehenden, an denen sie sich gebildet haben. So ist Homer gewiss nie, oder wenigstens fast nie, sentimental. Aber seine naive, mythologische Naturfreude hat sich in weitem Umfange auf die folgenden Jahrhunderte übertragen.

Ausserdem ist die Veränderung des Naturgefühls von einem ganz bestimmten, beschränkten Gebiete ausgegangen und nur in diesem zu ausschliesslicher Geltung gelangt, ich meine das Gebiet der Erotik. Indem die Art, Liebe zu fühlen und zu äussern, sich veränderte, verwandelte sich auch die Art der Naturbetrachtung vom Natürlich-Gesunden zum Gemütvoll-Zarten, zum Schwärmerischen und weiter bis zur entarteten Décadence. Dass aber die Naturschilderung gerade von dieser Seite bestimmend beeinflusst wurde, ergibt sich aus dem engen Zusammenhange zwischen Liebeslyrik und Naturgefühl, über den kein Wort weiter nötig ist. Daher kommt es, dass man z. B. beim Lesen der von Biese angeführten Zitate manchmal zweifeln kann, ob es sich dabei in erster Linie um das Naturgefühl oder um die erotische Poesie handelt. Die angedeutete Veränderung des Geschmackes griff dann freilich auch auf andere literarische Gebiete über. Aber durch das strenge Stilgefühl der Alten, das jeder Literatur-Gattung ihre eigene Art der sprachlichen Darstellung gewahrt wissen wollte, wurde die Verbreitung solcher Ideen auch wieder aufs wirksamste gehemmt. Ein deutliches Beispiel bietet der alexandrinische Dichter Apollonius Rhod. Im dritten Gesange seiner Argonautica, in dem das Zusammentreffen der Liebenden, Medeas und Jasons, geschildert wird, zeigt er sich als ein echter Sohn seiner Zeit; seine Darstellung ist idyllisch-sentimental. In den übrigen Gesängen aber steht er als objektiver Erzähler ganz unter dem Einflusse Homers.

Wie diese verwickelten Verhältnisse im einzelnen gelagert sind, das kann nur durch sorgfältige Einzeluntersuchungen aufgehellt werden. Diese müssen nach meiner Überzeugung von den einfachsten sprachlichen Erscheinungen ausgehend, sammelnd und vergleichend, schrittweise vordringen, ohne den Ausblick auf höhere Gesichtspunkte zu verlieren, aber auch ohne von vorneherein auf gewisse Formeln sich einschwören zu lassen. In diesem Sinne hoffe ich auch mit der vorliegenden Arbeit — ganz abgesehen von dem sachlichen Interesse des Gegenstandes — zur Würdigung des Naturgefühls in der antiken Poesie beizutragen, wenn gleich hier, entsprechend der Natur des Stoffes und der Lückenhaftigkeit der Überlieferung, noch seltener als in meiner letzten Abhandlung von den Grundzügen seiner Entwicklungsgeschichte die Rede sein konnte.



Verzeichnis
der behandelten wichtigeren Dichterstellen.

Die Anmerkungen (A.) sind nur dann verzeichnet, wenn sich der Hinweis auf die Stelle nicht aus dem Texte ergibt. Weggelassen sind die Stellen über das Schwalbenkraut (A. 24) und über Ortygia (A. 159ff.).
A. P. = Anth. Pal.



Verzeichnis

der in den

Jahren 1845—1903 den Jahresberichten

des

K. Humanistischen Gymnasiums in Eichstätt beigegebenen wissenschaftlichen Beilagen.

---

* Vergriffen.

* 1857: Carolus Zettel „Observationes in Hippocratis Coi de aëre aqua et locis libellum.“
* 1858: Michael Widmann „Über das Wesen oder den Begriff des Kunstschönen.“
Karl Zettel „Festgedicht zur Feier des fünfzigjährigen Doktor-Jubiläums des K. Geheimrates Herrn Professor Dr. Friedrich von Thiersch.“
* 1859: Sebastian Mutzl „Die lex Baiwariorum als geschichtliche und sprachliche Urkunde.“
* 1860: Karl Kugler „Einige Worte über das Studium der Geschichte und Poesie an den gelehrten Schulen.“
* 1861: Georg Fischer „Les règles principales de la Syntaxe française à l' usage de mes écoliers.“ (Partie I.)
1862: Dr. Simon Zauner „Rückblicke auf die ersten Kämpfe der Germanen mit den Römern.“
* 1863: Franz Xav. Richter „Über das geographische Moment bei dem historischen Studium.“
1864: Karl Zettel „Über die Pflege des mündlichen Vortrages an Studienanstalten.“
* 1865: Heinrich Kihn „Über die ältesten christlichen Schulen.“
1866: Heinrich Kihn „Bedeutung der antiochenischen Schule auf dem exegetischen Gebiete“ 2. Teil.
1867: Carolus Zettel „Quaestionum Theocritearum specimen, quo sollemnia anniversaria in Gymnasio Regio Eystettensi rite celebranda indicit Carolus Zettel.“
Dr. Heinrich Kihn „Relative Betrachtungen und historischer Einfluss der Antiochenischen Exegese.“ 3. Teil einer von der theologischen Fakultät der Hochschule zu Würzburg gekrönten Preisschrift über das Thema: „Die Bedeutung der antiochenischen Schule auf dem exegetischen Gebiete.“ (Cfr. 1865/6.)
1868: Johann Denk „Über Sprachbildung und Sprachvergleichung nebst einem vergleichenden Vademecum der stammverwandten Wörter auf dem Gebiete des Griechischen, Lateinischen, Gotischen, Alt- und Neuhochdeutschen.“
1869: W. Gross „Über den Nutzen und zur Methodik der Altertumsstudien.“
1870: Ad. Ullerich „Der Japanische Eichenspinner Bombyx (Antheraea) Yama-mayou vom ersten Auftreten als Ei bis zur Entwicklung zum vollkommenen Insect (Schmetterling).“
1871: Dr. Karl Meiser „Kritische Studien zum Dialogus und zur Germania des Tacitus.“

---

* Vergriffen.

1872: Joseph Hüdel „Lehr- und Übungsbuch für den Unterricht in der allgemeinen Arithmetik und Algebra in der vierten Lateinklasse." I. Teil.

1873: II. Teil des vorigen Programmes 1872.

1874: Emmeram Weigl „Der väterliche Segen. Ein exegetischer Versuch."

1875: Alban Zeitler „Zu Spartianus' Vita Hadriani."

1876: Franz Binhack „Dichterstimmen aus dem Lateinischen in metrischer Übertragung."

1877: Adam Lorenz „Einige Bemerkungen über die Söldnerei bei den Griechen (bis zur Zeit der Schlacht bei Leuctra)."

1878: Joseph Diringer „Die Periode oder der Gliedersatz in der deutschen Sprache."

1879: Adolf Schlosser „Mathematische Studien. Geometrische Untersuchungen (I. Teil) mit Compass für Anfänger in der Mathematik samt Gebrauchsanweisung als Beigabe."

1880: Adam Lorenz „Weitere Bemerkungen über die Söldnerei bei den Griechen (von der Schlacht bei Leuctra bis zum Tode des grossen Alexandros)." (Cfr. 1877.)

* 1881: Jakob Brückl „Hodoeporicon S. Willibaldi oder S. Willibalds Pilgerreise geschrieben von der Heidenheimer Nonne. Übersetzt und erläutert."

1882: Adam Emminger „Der Athener Kleon."

1883: Joseph Diringer „Annales imperatorum et paparum Eystettenses. (Henrici Rebdorfensis annales imperatorum et paparum). I. Teil: Übersetzung.

* 1884: J. G. Brambs „De auctoritate tragoediae Christianae, quae inscribi solet Χριστὸς πάσχων, Gregorio Nazianzeno falso attributae ad sollemnia anniversaria gymnasii regii Eichstettensis celebranda scripsit J. G. Brambs."

1885: Dr. Bernardus Sepp „Incerti auctoris liber de origine gentis Romanae (fragmentum) ad fidem codicis Bruxellensis qui exstat unicus denuo reconsuit Bernardus Sepp."

1886: Dr. Wilhelm Procop „Syntactische Studien zu Robert Garnier."

* 1887: Franz Binhack „Die Äbte des Cisterzienser-Stiftes Waldsassen von 1133—1506." I. Abteilung.

1888: Dr. J. Georg Brambs „Über Citate und Reminiszenzen aus Dichtern bei Lucian und einigen späteren Schriftstellern."

1889: Franz Binhack „Die Äbte des Cisterzienser-Stiftes Waldsassen von 1133—1506." II. Abteilung. (Cfr. 1887.)

---

* Vergriffen.

1890: Franz Binhack „Die Gründung der Cisterzienser-Abtei Waldsassen nebst den Erzählungen aus dem Leben Waldsassener Mönche und der Geschichte der Dreifaltigkeitskirche nach gedruckten und ungedruckten Quellen.“

1891: Franz Binhack „Geschichte der Cisterzienser-Abtei und des Stiftes Waldsassen von 1507—1648 nach gedruckten und ungedruckten Quellen.“

* 1892: Franz Ehrlich „Mittelitalien, Land und Leute, in der Äneide Vergils.“

1893: August Geist „Studien über Alfred de Musset nebst einer erstmaligen metrischen Übersetzung der Epistel Lettre à Lamartine.“

1894: Wendelin Berdolt „Zur Entwicklungsgeschichte der Konstruktionen mit ὥστε.“

1895: Dr. Sebastian Englert „Der Mässinger Bauernhaufe und die Haltung der bedrohten Fürsten. Beitrag zur Geschichte des Bauernkrieges 1525.“

1896: Franz Binhack „Geschichte des Cisterzienser-Stiftes Waldsassen unter dem Abte Wigand von Deltsch (1756 bis 1792) nach handschriftlichen Quellen bearbeitet.“

1897: Dr. J. G. Brambs „Studien zu den Werken Julians des Apostaten.“ I. Teil.

1898: Franz Wirth „Unterrichtsmaterial für den mineralogischen Unterricht in der V. Klasse der humanistischen Lehranstalten des Königreichs Bayern.“

1899: Dr. J. G. Brambs „Studien zu den Werken Julians des Apostaten.“ II. Teil. (Cfr. 1897.)

1900: Friedrich Degenhart „Beiträge zur Charakteristik des Stils in Zacharias Werners Dramen.“

1901: Dr. Arnold Pischinger „Der Vogelgesang bei den griechischen Dichtern des klassischen Altertums. Ein Beitrag zur Würdigung des Naturgefühls der antiken Poesie.“

1902: Franz Wirth „Schulgeologie von Bayern.“

1903: Dr. M. Doell „Die Benützung der Antike in Wielands „Moralischen Briefen.“ Beitrag zur Entwicklungs-Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert.“

---

* Vergriffen.

